



Freiraum erleben

Verlässlichkeit schafft Sicherheit

In Bern West hat der Jugendtreff eine besondere Funktion. Was ist nötig, damit der Treff läuft? Wir haben bei der Jugendarbeiterin, den Jugendlichen und einer Quartiervertreterin nachgefragt. ▶ 27



Internationale Adoptionen

Wie kann es dazu kommen, dass Kinder nicht wissen, wer ihre Eltern sind? Ein Forschungsprojekt gibt Antworten. ▶ 4

Inhalt



Mutter unbekannt: Warum die Suche gerade bei internationalen Adoptionen oft scheitert



Nicht nur Theorie: Wie Studierende mit einem Praxispartner einen Stadtrundgang entwickelt haben

Foyer

4 «Mutter unbekannt»: Wenn Kinder nicht wissen, wer ihre Eltern sind

Abo-Service:
bfh.ch/soziale-arbeit/impuls

Aula

8 Belastendes unterhaltsam thematisieren: Das Lebensende als Stadtrundgang
 12 Notizen – neue Mitarbeitende
 14 Soziale Arbeit ist ... Gastbeitrag von Franziska Nydegger

Forschungsstätte

15 Menschen mit Behinderungen: Beratung für selbstbestimmte Entscheidungen
 18 Stellensuche mit über Fünfzig: Mit einem Mentoring ans Ziel?
 21 eingetaucht | aufgetaucht: Loretta Walther – gesellschaftliche Partizipation und Sprachschwierigkeiten
 22 Skizzen

«Den Jugendlichen gibt es (...) Sicherheit, dass immer dieselben Bezugspersonen im Treff ansprechbar sind. Unsere Heranwachsenden brauchen diese Verlässlichkeit.»

► Houwayda Schöni, freiwillige Mitarbeiterin im Jugendtreff Speedy, Kleefeld im Interview ab Seite 27



Sicherheit und Jugend in «real Bümpliz»: Ein aufschlussreicher Besuch im Jugendtreff

Werkstatt

24 Klein, aber fein: Fachstelle Familie nach dem Spiezer Modell – Interview mit Joel Stalder

Netz

27 «Verlässlichkeit schafft Sicherheit»: Jugendtreff als Rückzugsort in «real Bümpliz» – Interview mit Marleen Gerhold und Houwayda Schöni

Kalender

30 Tagungen, Events, Infoveranstaltungen
31 Impressum

Liebe Leser*innen

Schulbeginn in einer Schweizer Oberstufe um 1980: An den Pulten sitzen Schüler*innen mit schweizerisch klingenden Familiennamen. Einer von ihnen wurde in Südkorea geboren. Er kam als Kleinkind mit seiner Schwester in die Schweiz und wurde von einem Schweizer Ehepaar adoptiert.



Vera Tscharland
Abteilungsleiterin
vera.tscharland@bfh.ch

Was wir beide damals noch nicht wussten: wir würden sechs Jahre gemeinsam die Schulbank drücken und bis heute Kontakt haben. In meiner Erinnerung war mein Kamerad komplett integriert. Ich habe mir damals kaum überlegt, wie sich die Situation für ihn anfühlt.

Anders das Projekt «Adoptionen 1973–2002 der Kantone Zürich und Thurgau: Kinder aus Indien». Es gibt Einblick in die wenig erforschten internationalen Adoptionen und zeigt die Hindernisse für international adoptierte Personen, wenn sie sich auf Herkunftssuche begeben. Forscherin Andrea Abraham beschreibt in ihrem Artikel, was sie in Interviews und Recherchen in Indien und der Schweiz herausgefunden hat.

Mir hat dies in Erinnerung gerufen, wie wichtig unsere Herkunft für die Festigung unserer Identität sein kann. Vor Kurzem, während einer Klassenzusammenkunft, erzählte mir mein Kamerad, seine Schwester habe die leibliche Mutter ausfindig gemacht und sie getroffen. Die Begegnung sei für beide herausfordernd gewesen, wegen der Sprache und der kulturellen Unterschiede. Er liess damals offen, ob er die Reise ebenfalls machen würde.

Haben Sie einen persönlichen Bezug zum Thema Adoption? Sind Sie beruflich mit dem Thema konfrontiert? Nicht nur in diesen Fällen kann die Lektüre Ihnen neue Einblicke verschaffen.

Wir hoffen, einige der Beiträge in dieser Ausgabe zeigen Ihnen eine unerwartete Perspektive auf und wünschen viel Vergnügen beim Durchblättern und Lesen.

«Mutter unbekannt»: Wenn Kinder nicht wissen, wer ihre Eltern sind



Prof. Dr. Andrea Abraham

Ein interdisziplinäres Team, das sich aus Forschenden der Universität St.Gallen und der BFH zusammensetzte, untersuchte die Adoptionspraxis der Kantone Zürich und Thurgau von 1973 bis 2002. Die Ergebnisse geben Einblick in ein kaum untersuchtes Kapitel der internationalen Adoption als Form der Fremdplatzierung. Welche Schlüsse können wir daraus für die Schweizer Fremdplatzierungspraxis ziehen?



Mütter, die sich von ihren Kindern trennen, werden in Indien nur in Spielfilmen thematisiert, hier illustriert an «Julie» (1975).

Indien im Jahre 1975: Die christlich-indische Julie verliebt sich in Shashi, den Bruder ihrer besten Freundin aus einer hinduistischen Familie. Julie wird von ihm schwanger. Ohne davon zu erfahren, zieht Shashi für seine Ausbildung in eine andere Stadt. Julies Mutter ist verzweifelt, als sie von der Schwangerschaft erfährt. Eine Abtreibung kommt aus christlich-moralischen Gründen nicht in Frage. Die Mutter schickt Julie weg, damit sie ihr Kind heimlich zur Welt bringt. Den anderen Familienmitgliedern verschweigen sie die Schwangerschaft, Julie habe andernorts einen Job gefunden. Nach der Geburt begleitet die Mutter Julie in eine christliche Institution, um dort das Kind zur Adoption zu geben. Wieder zuhause, trifft Julie Shashi und erzählt ihm alles. Er will sie heiraten, doch seine Mutter ist gegen die in-

terreligiöse Ehe, ohne vom Kind zu wissen. Auch Julies Mutter unterstützt die Heirat nicht. Erst als Shashis Mutter von der Geburt erfährt, kommt es mit ihrer Hilfe zur Eheschliessung. Julie und Shashi werden von ihren Familien darin unterstützt, ihr Kind zurückzuholen und es gemeinsam aufzuziehen.

Ledige Schwangerschaft als Stigma

Der Film «Julie» ist Bollywood. Alleinstehende Mütter – seien sie verlassen, verwitwet oder unverheiratet – stellen seit den 1960er-Jahren ein beliebtes indisches Filmmotiv dar. Während in diesen fiktionalen Geschichten Handlungsspielräume ausgelotet und Frauen als Heldinnen repräsentiert werden, die eine Adoption verhindert oder rückgängig gemacht haben oder sich später in ihrem Leben wieder mit ihren Kindern vereinigen, ist dies in der Realität deutlich komplexer: In den 1970er- bis 2000er-Jahren konnte in Indien kaum eine unehehlich schwangere Frau ihr Kind behalten. Das fördern die Ergebnisse des Forschungsprojekts (Abraham et al., 2024; s. auch Kasten) zu Tage, die in diesem Beitrag exemplarisch beschrieben werden.

Wenn Kinder von ihren Eltern getrennt werden, sind die Gründe dafür oft vielschichtig. Dennoch stellt die ledige Mutterschaft einen zentralen Grund dar. Wie in der Schweiz (Businger et al., 2022) ging es dabei auch in Indien um eine moralisch geächtete und sanktionierte Tatsache. Eine ledige Mutterschaft war im indischen Kontext zudem in ausgeprägter Weise mit Verwandtschaftsstrukturen und der Ökonomie sozialer Beziehungen verbunden. Sie stellte eine soziale «Störung» dar, die nicht nur zu individueller, sondern auch zu familiärer Stigmatisierung führen konnte. Eine ledige Mutterschaft entstand in gesellschaftlich unmöglichen Liebesbeziehungen (unterschiedliche Religion und/oder Kaste), in sexuellen Affären mit leeren Heiratsversprechen oder in der ausserehlichen Vergewaltigung von Mädchen und Frauen. Hoffnung auf eine Heirat, Schamgefühle und Angst vor den Tätern gehörten zu den Gründen, weshalb die Schwangerschaften nicht abgebrochen wurden. Auch waren viele Ärzte nicht bereit, eine Abtreibung durchzuführen. So mussten die Betroffenen ihre



Frauenhäuser wie das Shradhanand Mahilashram in Mumbai verfügten im Untersuchungszeitraum über Adoptionslizenzen und koppelten die Unterstützung der ledigen Mütter an die Weggabe ihres Kindes.



Gemälde in einer indischen Adoptionsvermittlungsstelle: Mutterschaft wird idealisiert, ledige Mutterschaft verunmöglicht. Dieser Widerspruch macht Adoptionen zum Geschäftsmodell.

Schwangerschaften unter gesundheitlich riskanten Bedingungen beenden oder ein Kind heimlich austragen. Kinderheime und Frauenhäuser verfügten über entsprechende Räumlichkeiten – und über Adoptionslizenzen: Die Unterstützung der Frauen war in der Regel an die Adoption des Kindes geknüpft.

Manche Institutionen betrieben eine Ehevermittlung und ermöglichten den Frauen damit nach der Trennung von ihrem Kind eine Rückkehr in die Gesellschaft. Bei den Heiratskandidaten handelte es sich um Männer, die keine Chance auf konventionelle Eheschliessung hatten. So waren sie zum Beispiel verwitwet, geschieden, arbeitslos oder sie hatten eine Behinderung. Andere Frauen erlangten eine soziale Rehabilitation, indem sie in den Kinderheimen oder Frauenhäusern arbeiteten. Wieder andere kehrten in ihre Herkunftsfamilien zurück, um dort verheiratet zu werden. Wie sie sich dabei fühlten und wie ihr weiteres Leben verlief, ist unbekannt. Im Adoptionswesen, in feministischen Diskursen und in der Adoptionsforschung Indiens stellen die leiblichen Mütter eine Leerstelle dar. In den Biografien ihrer Kinder, die von ausländischen Ehepaaren adoptiert worden waren, bilden ihre Mütter ein Fragezeichen.

Leibliche Mütter als Leerstellen

Die Leerstelle als «Tabu des Nicht-Zeigens und Nicht-Erzählens» (Assmann, 2013, S. 59) entstand durch das Stigma der ledigen Mutterschaft und dem damit einhergehenden Schweigen. Sie wurde fortgesetzt, indem weder die Einverständniserklärungen noch die Personalien der Mütter an die Schweizer Vermittlungsstellen und Behörden weitergereicht wurden. Viele Dokumente enthielten Formulierungen wie «Mutter unbekannt» oder «Mutter vermutlich unverheiratet». Schweizer Adoptiveltern und ihren Kindern wurden höchstens Informationsfragmente zur Verfügung gestellt, die sie zu plausiblen Geschichten zusammenzufügen versuchten. Manche erhielten später auf Nachfrage gänzlich andere Versionen zu hören, die von den Adoptionsvermittlungen als «Verwechslungen» erklärt wurden. So konnte sich das häufige Narrativ des «gefundenen Kindes» zu einer ganz anderen Geschichte wandeln: Beispielsweise zu jener, dass die Eltern bei einem Brand am Arbeitsplatz umgekommen seien und der Onkel die sieben Geschwister in verschiedene Kinderheime gegeben habe. Diese Version stimmte vielleicht, vielleicht auch nicht. Seine eigene Biografie auf Lücken, unsicheren, nebulösen ►

Zahlreiche Betroffene in der Schweiz

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts adoptierten Schweizer Ehepaare über 2200 Kinder aus Indien. Ein Forschungsteam der Universität St.Gallen und der BFH hat die Adoptionspraxis in den Kantonen Zürich und Thurgau im Zeitraum zwischen 1973 und 2002 untersucht. Das Projekt wurde von den Kantonen mandatiert und finanziert. Im Fokus standen der Herkunftskontext der Kinder in Indien, die Vermittlung und die Adoptionsentscheide sowie die Familienbildung in der schweizerischen Gesellschaft. Basierend auf der Prämisse, dass es sich um die gemeinsame Geschichte handelt, hat das Team sowohl in der Schweiz als auch in Indien geforscht. Die Ergebnisse sind in einem Sammelband (open access und Print) und auf einer Website zugänglich:

- Abraham, Andrea, Bitter, Sabine & Kesselring, Rita. (Hrsg.). (2024). *Mutter unbekannt. Adoptionen aus Indien in den Kantonen Zürich und Thurgau, 1973–2002*. Bern: Chronos.
- adoptionsforschung.ch
- bfh.ch/de/forschung/referenzprojekte/adoptio-nen-1973-2002-kantone-zuerich-thurgau/

- ▶ oder sich als falsch entpuppenden Informationen aufbauen zu müssen, ist für die betroffenen Personen belastend – und kann es ein Leben lang sein. Jede adoptierte Person muss eine Umgangsweise mit dieser Leerstelle finden. Manche versuchen, sie nicht zu sehen, andere füllen sie mit einem eigenen Narrativ und manche begeben sich auf die Suche nach Antworten. Viele Herkunftssuchen scheitern an mindestens sechs Punkten:
 - an komplexen, belastenden und kostspieligen Recherchen,
 - an fehlenden oder falschen Informationen,
 - am Informationsmonopol der Schweizer und indischen Vermittlungsstellen,
 - an den geschlossenen Archiven indischer Gerichte,
 - an der gesellschaftlichen Tabuisierung der leiblichen Mütter
 - und an der ethischen Frage, ob das Recht der Kinder auf Herkunftswissen höher zu gewichten sei als der vermutete Wille der Mütter auf Anonymität.

Erforschung einer Leerstelle

Die Punkte, an denen adoptierte Personen scheitern, erschwerten auch uns die Erforschung der elterlichen Perspektive. Die zuständige indische Ethikkommission untersagte, persönliche Erzählungen indischer Mütter einzubeziehen. Die Mütter hätten einst den Wunsch nach Anonymität geäußert, weshalb eine Studienteilnahme ihr aktuelles Leben gefährden und zu einer Retraumatisierung führen könne. Hierzu kann festgehalten werden: Auch wenn Mütter bei den Trennungen vor mehr als zwanzig bis fünfzig Jahren gewünscht haben mögen, nie mehr kontaktiert zu werden, so gibt es keine Kenntnisse über ihre heutige Sicht dazu. Es ist eine «eingefrorene»

Interpretation, die weder persönlichen noch gesellschaftlichen Entwicklungen Rechnung trägt. Es bleibt die Frage offen, ob die Mütter schweigen wollen oder keine Möglichkeit erhalten, für sich zu sprechen. Dennoch wird dieses Argument aufrechterhalten und sogar in aktuellen indischen Gerichtsverfahren zu Herkunftssuchen verwendet, um adoptierten Personen Informationen zu verwehren.

Diese Barrieren führten zu einem dazu, dass wir die Lebensumstände der leiblichen Mütter indirekt erforschen mussten: auf der Grundlage von Recherchen in Schweizer Archiven, Interviews mit adoptierten Personen und Adoptiveltern und ethnografischen Recherchen in Indien. Die Hürden verdeutlichen aber auch einen anderen Aspekt: Das Schweigen über die leiblichen Mütter ist als ambivalente soziale Praxis zu verstehen (Rapport, 2010), die einerseits Ausdruck von Tabuisierung, Unterdrückung und Ausschluss sein kann, andererseits auch von Schutz und Sorge. Diese Perspektive drücken die Sozialanthropologinnen Ana Dragojlovic und Anneliese Samuels (2023, S. 12) prägnant aus:

«Was zum Schweigen gebracht wurde, von wem und aus welchem Grund, sagt uns viel über soziale Beziehungen, moralische Ordnungen, Beziehungen der Fürsorge und die komplexe Art und Weise, wie Menschen strukturelle Formen der Unterdrückung bewältigen und sich bemühen, ihr Leben unter vielfältigen Formen sozialer Ungleichheit lebenswert zu gestalten.»

Aus einer solchen Perspektive eröffneten sich für uns neue Fragen:

- Wie gehen Akteur*innen im Adoptionsbereich mit der «Leerstelle» der leiblichen Mütter um?
- Wie wird die Leerstelle aufrechterhalten und begründet?
- Welche «Füllnarrative» entstehen im Umgang mit der Leerstelle?

So liess sich beispielsweise zeigen, wie zwischen der Bedeutung der biologischen und der sozialen Mutter-schaft gerungen wird, wie Herkunftsgeschichten zwischen Fakten, «Ungefährem» und Fiktion schwanken und wie adoptierte Personen sich vor diesem Hintergrund ihre leiblichen Mütter vorstellen: Sei es beispielsweise als dreigestaltige Mutter (leibliche Mutter, Mutter Teresa, Adoptivmutter), als nationale Übermutter (Indien) oder als liebende und ringende Mutter:

«Ich hatte in mir immer so ein Gefühl, dass ich und meine Mutter sehr, sehr eng waren. Also dass das eine schmerzhaft Trennung war für beide Seiten. [...] Es ist nicht nur einfach meine biologische Mutter. Es ist meine Bauchmami.» (Interview mit Savita Meier, 7.5.23)

Erkenntnisse führen zu Erschütterungen

Aufgrund der biografischen Wirkmächtigkeit für adoptierte Personen, Herkunftsfamilien und Adoptivfamilien bis in die Gegenwart ist die wissenschaftliche Aufarbeitung der Adoptionen zwingend, aber auch folgenreich. Zahlreiche Forschungen, die in den vergangenen Jahren im In- und Ausland Missstände in der Fremdplatzierung aufarbeiteten, haben zu gesellschaftlichen,



Rund zwei Drittel der adoptierten Kinder aus Indien waren Mädchen.

familialen und individuellen Erschütterungen geführt. Sie legen Zusammenhänge offen, die unbekannt waren oder vertuscht wurden. Sie fordern bisherige Annahmen, Selbstverständlichkeiten und Entscheidungen heraus und zeigen, welchen Schaden und Schmerz Intransparenz und Lügen anrichten. Die Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen der letzten zehn Jahre in der Schweiz zeigt einen gesellschaftlichen Weg auf, mit solchen Erschütterungen umzugehen. Auf der Basis der Erkenntnisse der Forschung ist ein Transfer in die breite Gesellschaft nötig, beispielsweise durch Sensibilisierungsprojekte in Volks- und Hochschulen, Ausstellungen, öffentlich zugängliche Erzählplattformen und durch sichere Erzählräume für betroffene Personen.

Die Erkenntnisse, welche die Adoptionsforschung, die Arbeit von NGOs und von Medien- und Filmschaffenden in den vergangenen Jahren zusammengetragen haben, führen nun in vielen Staaten zu überfälligen Grundsatzdiskussionen zur Zukunft internationaler Adoptionen – die Schweiz bildet hier keine Ausnahme. Aus der Aufarbeitung internationaler Adoptionen und fürsorge-

rischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen können zudem Impulse für andere Tätigkeitsbereiche genutzt werden, in die auch Fachpersonen der Sozialen Arbeit involviert sind.

- Aufgrund pluraler Formen von Familie und Elternschaft und reproduktionsmedizinischer Möglichkeiten (Eizellenspende, Samenspende, Leihmutterchaft, Diskussion um Adoption von Embryonen) stellen sich Grundfragen zu Herkunft und Identität noch immer und in einer neuen Dringlichkeit.
- Sowohl beim Entzug der elterlichen Sorge als auch bei Inlandadoptionen stellt sich die Frage, wie das Verhältnis von Kind, leiblichen Eltern und Pflege- bzw. Adoptiveltern in einer mittel- und langfristig kindeswohlorientierten Weise gestaltet werden kann.
- Bei einer Elternrolle auf Distanz, beispielsweise bei Eltern fremdplatzierter Kinder, bei Elternteilen mit begrenztem Besuchsrecht, bei migrierten Eltern ohne Familiennachzug und bei inhaftierten Elternteilen, sind Fachpersonen gefordert, die damit verbundenen Belastungslagen zu erkennen und Familien zu unterstützen.

In allen diesen Konstellationen kann es sein, dass leibliche Eltern zu Leerstellen oder Randfiguren werden. Wer trägt zu diesen Leerstellen bei? Wie werden sie begründet? Von wem werden sie gewünscht oder gefordert? Wem nützen sie, und wem schaden sie? Was bedeuten sie für das Kindeswohl, was für das Elternwohl? Internationale Adoptionen mögen zahlenmässig ein Randphänomen darstellen, aber sowohl ihre Folgen bis heute als auch andere Konstellationen des komplizierten oder verunmöglichten Elternseins erfordern unsere Sorgfalt hinsichtlich der kreierte Leerstellen. Erkenntnisse darüber können die Grundlage bilden, um mit solchen Herausforderungen heute und in Zukunft besser umzugehen. ■

Literatur:

- Abraham, Andrea, Bitter, Sabine & Kesselring, Rita. (Hrsg.). (2024). *Mutter unbekannt. Adoptionen aus Indien in den Kantonen Zürich und Thurgau, 1973–2002*. Bern: Chronos.
- Assmann, Aleida. (2013). Formen des Schweigens. In Aleida Assmann & Jan Assmann (Hrsg.), *Schweigen. Archäologie der literarischen Kommunikation XI* (S. 51–68). Paderborn: Wilhelm Fink.
- Businger, Susanne, Fritz-Emmenegger, Lukas, Gabriel, Thomas, Keller, Samuel, Seiterle, Nicolette & Seitz, Adrian. (2022). «Kann es nicht bei sich haben, will es aber auch nicht behalten». Rechtliche, behördliche und biografische Perspektiven auf leibliche Mütter adoptierter Kinder in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In Bettina Hitzer & Benedikt Stuchtey (Hrsg.), *In unsere Mitte genommen. Adoption im 20. Jahrhundert* (S. 175–210). Göttingen: Wallstein.
- Dragojlovic, Anna & Samuels, Annemarie. (2023). «Silence». In *The Open Encyclopedia of Anthropology*, edited by Felix Stein.
- Rappert, Brian. (2010). Making Silence Matter: The Place of the Absences in Ethnography. *EPIC 2010 Proceedings*, 1, 260–273.

Prof. Dr. Andrea Abraham, Dozentin Institut Kindheit, Jugend und Familie

andrea.abraham@bfh.ch

... forscht an der BFH zu biografischen Zäsuren wie Adoption, Fremdplatzierung oder Tod eines Kindes und zu deren familiensystemischen und transgenerationalen Folgen.

Belastendes unterhaltsam thematisieren: Das Lebensende als Stadtrundgang



Prof. Dr. Claudia Michel



Carmen Fraefel



Annabelle Marchand



Andrea Filippi

Wie kann man die Bevölkerung für Fragen am Lebensende sensibilisieren? Schliesslich ist das Sterben für viele ein belastendes Thema, mit dem sie sich ungern auseinandersetzen. Diese Frage stellten sich auf Sterben, Tod und Trauer spezialisierte Fachorganisationen, die in Bern ein Stadtfestival zum Thema Endlichkeit organisierten. Als Resultat entstanden von BFH-Studierenden entwickelte Stadtrundgänge.

In Bern hat im Herbst 2024 erstmalig ein Stadtfestival zum Thema Lebensende stattgefunden. Unter dem Motto «endlich.menschlich» wurden über die ganze Stadt verstreut rund hundert Anlässe mit Bezug zu Sterben, Tod und Trauer angeboten. Man konnte Särge bauen, an Buchvernissagen teilnehmen, es gab Konzerte und Jenseits- oder Death-Cafés. Hinter dem Anlass standen Organisationen, die sich seit Jahren für eine bewusste Auseinandersetzung mit dem Lebensende und für eine lebendige Sterbekultur in Bern einsetzen. Der Verein «endlich.menschlich» wurde eigens für das Stadtfestival gegründet. Mit dabei waren auch der Verein «Bärntreit» und BFH-Dozentin Claudia Michel. Das Festival, das einen internationalen Kongress rahmte, bezweckte, die Öffentlichkeit für eine bewusste Auseinandersetzung mit Fragen zum Lebensende zu sensibilisieren.

Studentische Projekte

Sich mit der eigenen Endlichkeit auseinanderzusetzen, belastet und ängstigt viele Menschen. Wie konnte die BFH als Teil des Organisationskomitees einen Beitrag leisten, um das Thema auf leichte und informative Weise zu vermitteln? Die Herausforderung – aber auch die Lösung – lag darin, diejenigen Informationen zum Lebensende ausfindig zu machen, die für die Öffentlichkeit besonders relevant waren und für die Wissensvermittlung eine attraktive Form zu bestimmen. Die involvierten Akteur*innen tauschten sich untereinander aus. Dabe entstand die Idee, einen Stadtrundgang zu entwickeln und diesen als Projektarbeit für Studierende auszusprechen. Dazu wurde auch der Kontakt zum Verein StattLand gesucht, der in Bern für sein thematisches

Stadtrundgangangebot bekannt ist. Mit Erfolg: Die Ausschreibung von Projektarbeiten an den Departementen Soziale Arbeit und an der Hochschule der Künste HKB erfolgte im Sommer 2023.

Und sie traf auf Resonanz: Drei Studierende des Bachelors Soziale Arbeit und drei Studierende des Masters Art Education nahmen die Herausforderung an und formierten sich zu Teams. Eingebettet in ihre Studiengänge – in der Sozialen Arbeit im Rahmen der Module zu Pra-

Gemeinsam Praxisprojekte umsetzen

Überlegen auch Sie sich, mit unseren Studierenden ein Projekt zu entwickeln? Die Möglichkeiten sind vielfältig: Einen Raum partizipativ umgestalten, ein neues Konzept für ein Angebot erstellen oder Workshops zu nachhaltigen Themen veranstalten – dies könnten mögliche Praxisprojekte sein, die unsere Studierenden zusammen mit Ihnen bearbeiten.

Klingt das interessant für Sie? Mit einem Praxisprojekt ermöglichen Sie unseren Studierenden, einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten, und unterstützen Bildung für eine nachhaltige Entwicklung. Nehmen Sie mit den Autorinnen Kontakt auf oder reichen Sie direkt Ihre Projektskizze ein.

Weitere Informationen über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit finden Sie hier:

bfh.ch/soziale-arbeit/bachelor-neu



Die Stadtführungen zum Lebensende gingen aus studentischen Projektarbeiten hervor.

xisprojekten, an der HKB im Rahmen von Vermittlungsprojekten – tauschten sich die Teams regelmässig aus und unterhielten sich über ihre disziplinspezifischen Zugangsweisen. Daraus entstanden zwei Rundgänge: ein klassisch geführter Rundgang, der sich ins Angebot von StattLand einfügt, sowie ein Audiowalk.

«Leben im Blick, Ende in Sicht»

Der klassische Rundgang mit dem Titel «Leben im Blick, Ende in Sicht» führt von der Münsterplattform, einem ehemaligen Friedhof, bis zum Berner Generationenhaus, das auch Pflegeheim und somit ein Sterbeort ist. Er thematisiert den raschen Wandel der Lebenserwartung innerhalb eines Jahrhunderts. Noch 1900 lag die Lebenserwartung deutlich unter fünfzig Jahren, während sie heute fast doppelt so hoch bei weit über achtzig Jahren liegt. Man erfährt von Kuriositäten, etwa von Sicherheitssärgen im 19. Jahrhundert: Diese wurden konstruiert, weil die Menschen eine geradezu panische Angst davor hatten, lebendig begraben zu werden. Man vernimmt aus der Literatur die Sorgen, die Menschen gegenwärtig umtreiben. Angesprochen werden auch die

Möglichkeiten von Vorsorgeaufträgen und Patient*innenverfügungen oder die neusten Bestimmungen rund ums Lebensende, wie die Einführung der Widerspruchslösung, die ab 2026 eine Dokumentation erfordert, wenn man nach dem Tod keine Organe spenden will.

Verweise auf Innovationen fehlen nicht, zum Beispiel auf das Berner Bestattungsvelo, das den Sarg per Fahrrad zum Friedhof oder ins Krematorium bringt. Insgesamt bietet der Rundgang ein informatives, anregendes Programm, das kulturelle ebenso wie persönliche Fragen anzusprechen vermag.

«Kaugummi, Abschied, Klebstreifen»

Der Audiowalk «Kaugummi, Abschied, Klebstreifen – ein Audiowalk zur Annäherung an das Lebensende» lädt zu einer spielerisch-sinnlichen Auseinandersetzung mit dem Lebensende ein. Der Walk dauert etwa eine Stunde. Interessierte können die App guidemate herunterladen und sich dann mit Smartphone und Kopfhörer individuell auf den Weg machen. Die Tour führt von der Grosse Schanze oberhalb des Bahnhofs bis zur Bundesterrasse. Unterwegs hört man Fachpersonen ▶

Den Abschlusskompetenzen auf der Spur

Wer den Bachelor in Sozialer Arbeit absolviert, ist nach Abschluss des Studiums in zwölf professionellen Handlungskompetenzen fit. In verschiedenen Beiträgen gehen wir in den nächsten Monaten den Fragen nach, was unter diesen Kompetenzen zu verstehen ist, wie sich das «Kompetent-Sein» in den verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit zeigt und wie es durch die enge Verzahnung von Hochschulseminaren und Praxisausbildung gelingt, den Kompetenzerwerb zu unterstützen. Im Fokus dieses Beitrags steht die Projektkompetenz: Bachelor-Absolvent*innen können Projekte mit Partnern planen, durchführen, dokumentieren, kommunizieren und reflektieren.

bfh.ch/soziale-arbeit/kompetenzprofil-bsc

- ▶ oder Erfahrungsberichten zu und wird angeleitet, dem Lebendigen im eigenen Körper nachzuspüren. Der Tod und das Leben werden in Stimmen, Musik und Klängen auf berührende Weise zum Ausdruck gebracht.

Die Studierenden erlebten die Ausarbeitung der Rundgänge als herausfordernde, aber auch als bereichernde Aufgabe. Im Netzwerk der Organisationen, die unterstützten und unterschiedliche Erwartungen herantrugen, waren sie gefordert, stets die Bedürfnisse der künftigen Rundgangsbesucher*innen im Blick zu behalten. Auch die unterschiedlichen Schwerpunkte, die Anforderungen und Rhythmen der Studiengänge erwiesen sich als Hürden für die Zusammenarbeit. Deshalb entschieden sich die Teams, zwei separate Rundgänge statt eines gemeinsamen zu entwickeln, wie es ursprünglich geplant war. Die Studierenden erlebten die Projektarbeit aber auch als Bereicherung. Sich in ein neues Thema einzuarbeiten, zu recherchieren und Inhalte zu visualisieren, hatten sie im Rahmen des Studiums schon oft eingeübt. Speziell an der Projektarbeit war aber, mit Tontechnik zu arbeiten, eine Route in der Stadt auszulegen, den Rundgang den räumlichen Gegebenheiten entsprechend inhaltlich zu gestalten oder mit Führungen an der eigenen Auftrittskompetenz zu arbeiten.

Eine Projektarbeit mit Gewicht

Ein besonderes Gefühl der Ernsthaftigkeit vermittelte auch der Auftrag, waren die Studierenden doch nicht nur in eine studentische Übung eingebunden, sondern erschufen ein reales Angebot für eine Organisation und letztlich für die gesamte Berner Bevölkerung. Auch die Auseinandersetzung mit dem Thema Lebensende wurde als bereichernd erlebt, wie Annabelle Marchand, eine studentische Teilnehmerin sagte: «Am meisten beeindruckt hat mich die Erkenntnis – und das haben fast alle Teilnehmenden der Rundgänge so empfunden –, dass es wichtig ist, sich auf die eigene positive Lebensbilanz zu konzentrieren, Freude an den eigenen Handlungen zu haben, Zeit mit geliebten Menschen zu verbringen und Belastendes nicht im Raum stehen zu lassen.»



«Wir schätzten die Zusammenarbeit mit den BFH-Studierenden, die dem Projektteam von StattLand ein generationenübergreifendes Zusammenarbeiten und den Einbezug ganz unterschiedlicher Lebensrealitäten ermöglichten.» *Andrea Filippi, Co-Geschäftsleitung von StattLand*

StattLand, der auf thematische und szenische Rundgänge spezialisierte Verein, arbeitete zum ersten Mal mit der BFH und einem Kreis von Palliative-Care-Organisationen zusammen. Die Zusammenarbeit war geprägt vom gemeinsamen Anliegen, die mit belastender Trauer, Schmerz und Verdrängung verbundenen Themen Sterben und Tod auf niederschwellige, gar leichte Weise zu thematisieren. Die Beteiligten ergänzten sich dabei ideal: Die Palliative-Care-Organisationen steuerten Informationen zu Entscheidungen am Lebensende und Wissen über den Sterbeprozess bei, StattLand die Werkzeuge rund um die Erarbeitung eines Stadtrundgangs, der auf unterhaltsame Weise Wissen vermitteln kann, und die BFH fokussierte auf den Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis. Mit dem Bezug auf kulturelle Erzeugnisse aus Kunst und Literatur gelang es, belastende Gefühle zu ästhetisieren, durch die historische Perspektive auf das



Eine Gruppe während des Stadtrundgangs «Leben im Blick, Ende in Sicht»

Lebensende wurde Distanz zum eigenen Empfinden hergestellt. Die Studierenden prägten ihrerseits den Rundgang, weil sie selbstreflexive Momente einbauten, die das Denken über die eigene Endlichkeit und die damit einhergehenden Entscheidungen anregten. Für StattLand bot die Zusammenarbeit die Chance, sich gemeinsam einem sonst oft tabuisierten Thema zu widmen, was im Alleingang unmöglich gewesen wäre. So schätzte Andrea Filippi, Co-Geschäftsleitung von StattLand, besonders «die Perspektiven der Studierenden, die mit dem Projektteam von StattLand ein generationenübergreifendes Zusammenarbeiten und den Einbezug ganz unterschiedlicher Lebensrealitäten ermöglichten».

Angebot für die Berner Bevölkerung

Der Rundgang «Leben im Blick, Ende in Sicht» wird in den nächsten Jahren fester Bestandteil des Programmangebots von StattLand sein, der Audiowalk «Kaugummi, Abschied, Klebstreifen» steht über die App guidemate jederzeit für den Download zur Verfügung. Ob das Angebot das Berner Publikum aber langfristig erreicht, wird sich erst noch zeigen. An der Premiere am Stadtfestival «endlich.menschlich» waren die Rundgänge gut besucht – ein ermutigender Start.

Die Rundgänge sprechen Menschen an, die sich be-



Berner Innovationen zum Lebensende wie das Bestattervelo kommen im Rundgang auch zur Sprache.

rufshalber mit Sterben, Tod und Trauer beschäftigen und gerne einen frischen Blick auf das Thema werfen möchten. Es sind Mitarbeiter*innen in Pflegeheimen, Spitälern oder im Bestattungswesen, kirchliches Personal oder Verwaltungsangestellte, die in ihrem Alltag Menschen durch sozial-administrative Abläufe hindurch begleiten. Die Rundgänge sind aber auch für alle Personen interessant, die sich mit Entscheidungen in der letzten Lebensphase und Fragen der Endlichkeit befassen möchten und die offen sind für einen Impuls zu einem Thema, das uns früher oder später alle betrifft. ■

Beteiligte Studierende der Sozialen Arbeit: Annabelle Marchand, Özge Uduan und eine weitere Studentin

Beteiligte Studierende der HKB: Arianna Camilla de Angelis Effrem, Sheoban Lea Frieda Hope, Benjamin Heller

Prof. Dr. Claudia Michel, Dozentin Institut Alter

claudia.michel@bfh.ch

... lehrt und forscht zum Thema Altersarbeit im kommunalen Sozialraum, Lebensende und Palliative Care. Gemeinsam mit Carmen Fraefel ist sie zuständig für die Praxisprojekte im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit.

Carmen Fraefel, wissenschaftliche Mitarbeiterin Bachelor Soziale Arbeit

carmen.fraefel@bfh.ch

... ist Modulverantwortliche des Praxisprojekts. Ihre inhaltlichen Schwerpunkte sind unter anderem Soziokultur, Gemeinwesenarbeit, Quartier- und Stadtteilarbeit sowie offene Kinder- und Jugendarbeit.

Annabelle Marchand, Studentin Bachelor Soziale Arbeit

... entwickelte den Stadtrundgang «Leben im Blick, Ende in Sicht» zusammen mit Kolleginnen als Praxisprojekt im Rahmen ihres Studiums.

Andrea Filippi, Co-Geschäftsleitung StattLand

... setzt sich ein für die lebendige Vermittlung von Geschichten und Lebenswelten in Bern. StattLand bietet die nächsten drei Jahre den Rundgang zum Lebensende als öffentliche Führung oder für Privat-Anlässe an.

Neue Mitarbeitende



Silvana Stettler

Was ich mag: indisches Essen, das türkisfarbene Blau des Meeres, Kaffee am frühen Morgen, Sand zwischen den Zehen
Was ich nicht mag: Intoleranz und Arroganz, Gorgonzola, wenn Socken in Schuhen rutschen

Silvana Stettler arbeitet seit August 2024 als juristische Mitarbeiterin im Stab der Direktion. Ihre Schwerpunkte sind Geschäftsführung der Departementsleitung, Ressortleiterin Internationalisierung, Co-Delegierte Chancengleichheit & Diversity und allgemein juristische und organisatorische Fragen im Departement. Nach dem Abschluss des Master of Law an der Universität Bern war sie unter anderem im Bundesamt für Kommunikation tätig. Dort arbeitete sie als Medienjuristin und als stellvertretende Leiterin des Teams Recht.



Lara du Fresne

Was ich mag: Zeit mit meinen Liebsten, Spieleabend, lange Spaziergänge mit meiner Hündin Amy, Romane lesen
Was ich nicht mag: Streit, Intoleranz, Aufstehen, wenn es draussen noch dunkel ist

Lara du Fresne ist seit August 2024 im Studiengang-Management des Bachelor-Studiengangs Soziale Arbeit tätig. Sie studierte Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Schul- und Unterrichtsforschung an der Universität Bern. Zuvor arbeitete sie mehrere Jahre als Lehrperson, auch in der integrativen Förderung. Während ihres Masterstudiums war sie als Hilfsassistentin am Institut für Erziehungswissenschaft tätig. Im Studiengang-Management übernimmt sie auch Aufgaben in curricularen Projekten.



Maria Kubitza

Was ich mag: Zeit mit Familie und Freunden verbringen, Berge, mein Fahrrad, das Berner Oberland
Was ich nicht mag: online einkaufen, Geruch von Energy Drinks, Horrorfilme

Im September 2024 startete Maria Kubitza in der Studierenden-Administration. Ihre Aufgaben umfassen unter anderem die Moduleinschreibungen sowie den Stundenplanbau. Nach Abschluss der Handelsschule und einem Jahr als Au-Pair in Yverdon-les-Bains war sie bei einer Bank, im Sekretariat einer international tätigen Wirtschaftsprüfungsgesellschaft und zuletzt als Anwaltsassistentin tätig.



Christina Plafky

Was ich mag: Leben am Wasser, Reisen, britischen Humor, Zeitung und klassische Musik
Was ich nicht mag: volle Züge, unnötige Meetings, Kaffeepausen ohne Kaffee

Christina Plafky ist seit September Dozentin am Institut für Fachdidaktik, Professionsentwicklung und Digitalisierung. Zuvor leitete sie die Lehre und den Master-Studiengang Soziale Arbeit an der OST – Ostschweizer Fachhochschule und war Studiengangsleiterin für Soziale Arbeit mit Menschen mit Behinderungen an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg. Sie verfügt über praktische Erfahrung in der Sozialen Arbeit in Deutschland und Schottland. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf künstlicher Intelligenz und virtueller Realität in der Sozialen Arbeit.

Die BFH – bald Ihre Arbeitgeberin?
 Interessante Jobs finden Sie unter bfh.ch/karriere





Nicole Rügsegger

Was ich mag: Sonne, Unterwasserwelt, Pflanzen, Aussicht, Reisen

Was ich nicht mag: Ameisen, wenn es früh dunkel wird, Kälte, Fruchtfliegen

Nicole Rügsegger arbeitet seit Oktober im Institut Beratung, Mediation, Supervision als wissenschaftliche Assistentin mit dem Fokus systemische Beratung. Nach Abschluss des Bachelors in Sozialer Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz studiert sie aktuell im Master in Sozialer Arbeit an der BFH. Sie war die letzten Jahre in unterschiedlichen Feldern der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe tätig, zuletzt im Kinderschutz.



Sabina Misoch

Was ich mag: Sonne, Berge, Japan, Reisen und Zeit für mich zu haben

Was ich nicht mag: Lärm, Stress, Kälte und negative Menschen

Sabina Misoch ist seit November Dozentin am Institut Alter und bringt ihre Expertise unter anderem zum Thema alternde Gesellschaft ein. Zwischen 2014 und 2024 war sie Professorin für Altersforschung an der OST – Ostschweizer Fachhochschule, wo sie die Entwicklung des Forschungsschwerpunkts «Alter» und den Aufbau des dortigen Instituts für Altersforschung prägte. Sie verfügt über einen Master of Arts in Philosophie, Literaturwissenschaft und Soziologie der Universitäten Heidelberg und Karlsruhe und promovierte in Soziologie an der Universität Karlsruhe.

Edition Soziothek

Die Edition Soziothek publiziert sozialwissenschaftliche Studien, Forschungsarbeiten sowie Bachelor- und Master-Thesen, die als «sehr gut» oder «hervorragend» beurteilt wurden. Die meisten Publikationen stehen zum kostenlosen Download zur Verfügung.

www.soziothek.ch

Edition **Soziothek** 

Bibliothek Soziale Arbeit

Die Bibliothek am Departement Soziale Arbeit ist eine wissenschaftliche Spezialbibliothek. Das Angebot umfasst Bücher, DVDs, Zeitschriften, Datenbanken, E-Journals und E-Books. Die Bibliothek ist öffentlich.

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag, 8.00 bis 17.30 Uhr
Hallerstrasse 8, 3012 Bern

bfh.ch/soziale-arbeit/bibliothek

Informiert bleiben!

Verkürzen Sie sich die Zeit zwischen den «impuls»-Ausgaben:

Lesen Sie über Forschung, spannende Veranstaltungen und Neuigkeiten aus Ihren Berufsfeldern. Abonnieren Sie den den zehnmal jährlich erscheinenden Newsletter des Departements: bfh.ch/soziale-arbeit/newsletter

Im BFH-Blog knoten-maschen.ch finden Sie noch mehr interessante Forschungsthemen der Sozialen Sicherheit. Mit einem Abo werden Sie regelmässig über neue Beiträge im Blog informiert.

Folgen Sie uns auf LinkedIn, um aktuelle Informationen zu den Aktivitäten am Departement zu erhalten:

[linkedin.com/showcase/bfh-soziale-arbeit](https://www.linkedin.com/showcase/bfh-soziale-arbeit)

Alumni

Werden Sie Mitglied im Verein Alumni BFH Soziale Arbeit! Wir laden Sie zu interessanten Veranstaltungen ein.

alumni-sozialearbeit.bfh.ch

Alumni BFH

Soziale Arbeit

Soziale Arbeit ist...

von Franziska Nydegger



Franziska Nydegger ist seit über dreissig Jahren in verschiedensten Gebieten der Sozialen Arbeit tätig, zurzeit als Stellenleiterin von Tel 143 Die Dargebotene Hand Bern.

Die Kolumne bietet Menschen, die uns aufgefallen sind, Fachfremden sowie Vertreter*innen der Sozialen Arbeit eine Carte blanche und öffnet den Blick für das, was sie mit Sozialer Arbeit verbinden oder was an ihrer Arbeit sozial ist.

Haben Sie sich schon jemals vorgestellt, wie es wäre, jemand anderes zu sein? Am Morgen aufzuwachen, sich in einem anderen Körper, einem anderen Sein zu befinden? Sie könnten sogar auswählen, wie früher in der Jukebox der Beizen, welches Leben es sein soll, wer Sie am nächsten Tag sein würden. Für 24 Stunden, eine Woche oder einen Monat. Wen würden Sie wählen? Und weshalb? Eine Sängerin, die mit ihrer wunderbaren Stimme beflügelt? Einen Wissenschaftler, der Ihnen mit seinen klugen Reflexionen Eindruck gemacht hat? Elon Musk, der die Welt mit seinen Verrücktheiten amüsiert oder ärgert? Wählen Sie eine Person mit finanziellem Reichtum? Eine Berühmtheit? Oder würden Sie sich trauen, den Knopf eines Menschen zu drücken, der auf der Schattenseite des Lebens steht? Eine Frau, die mit ihren Kindern mit dem Existenzminimum auskommen muss? Einen süchtigen Menschen, der auf der Strasse lebt? Einen geflüchteten jungen Mann, der seit drei Jahren im Durchgangszentrum schläft?

Im Berner Generationenhaus gab es kürzlich diese grossartige Ausstellung «A Mile in My Shoes». Viele Schuhschachteln mit unterschiedlichen Schuhen standen da. Es galt, ein Schuhpaar auszuwählen und hineinzu schlüpfen, um dann in diesen Schuhen herumzuspazieren und während einer halben Stunde der Geschichte der Schuhbesitzerin oder des Schuhbesitzers zuzuhören. Eine Annäherung daran, ein anderer, eine andere zu sein, für eine halbe Stunde.

Wenn Politiker*innen Entscheidungen fällen, die viele Menschen betreffen, denke ich mir oft, dass es gut wäre, wenn wir eine solche Jukebox hätten und diese Entscheidungsträger*innen auf eine solche Seitenwechselreise schicken könnten.

Es könnte ein hiesiger Politiker sein, der eines Morgens als asylsuchender Mensch aus dem Iran in einem 10-Bett-Zimmer im Durchgangszentrum in Muhen im Kanton Aargau aufwachen würde, wo er zwei Stunden

später acht Franken für den Tag erhalte, für die Verpflegung und die Bahnfahrten, und dem mangels Anerkennung durch das SEM jederzeit die Ausweisung aus der Schweiz drohte. Würde er sich wehren gegen die Ungerechtigkeit? Würde er sich lautstark beklagen, seine Rechte einfordern, einen Aufstand inszenieren? Oder würde er sich seiner Ohnmacht angesichts des schweizerischen Asylsystems bewusst werden und daran verzweifeln?

Oder eine Politikerin, die sich eines Abends auf den Nachhauseweg macht: Ihr Zuhause wäre geheimnisvollerweise plötzlich eine Sozialwohnung im Westen Berns, und nur ein leerer Kühlschrank wäre in der spärlich möblierten Wohnung vorzufinden. Im Portemonnaie fände sie noch zwei Franken. Wäre es dann für sie nachvollziehbar, was es tatsächlich heisst, als materiell armer Mensch zu leben?

Aber es ist allzu einfach, dies nur den Politiker*innen zu wünschen. Wir alle, auch wir im sozialen Bereich ausgebildeten und tätigen Menschen, hätten manchmal eine Reise in ein anderes Leben nötig. Um zu spüren, wie es wirklich ist, Hilfe beanspruchen zu müssen. Um uns immer wieder bewusst zu werden, wie sich das anfühlt und was wir brauchen würden, wenn wir auf der anderen Seite des Tisches sitzen würden.

Also, ihr lieben KI-Entwickler*innen: Konzipiert doch ein Tool, das uns für einige Tage das Leben eines anderen Menschen schenkt. Damit wir alle fühlen, wie es so ist, in einem anderen Leben zu stecken. Bevor Entscheidungen getroffen werden, rasch ein paar Tage die Seiten wechseln. Als Mensch leben, der von dieser Entscheidung betroffen ist. Würde die Welt anders aussehen? Wäre Soziale Arbeit überflüssig? Würden wir uns selbstverständlich um andere kümmern, weil wir wüssten, wie es ist, das Leben eines oder einer anderen zu führen? ■

Menschen mit Behinderungen: Beratung für selbstbestimmte Entscheidungen



Prof. Dr. Tobias Fritschi



Dr. Christoph Tschanz

Seit rund einem Jahr ist im Kanton Zürich ein Gesetz in Kraft, das Menschen mit einer Behinderung mehr Freiheiten im Bereich Wohnen gibt. Mittels eines Vouchers können sie nun selbst die Begleitung und Betreuung in ihrem privaten Zuhause wählen. Welche Beratungsangebote sind dafür nötig? Dies hat die BFH gemeinsam mit Interface untersucht.

«Selbstbestimmt entscheiden», kurz SEBE – so heisst das neue Selbstbestimmungsgesetz (SLBG). Das neue Finanzierungssystem wurde vor Kurzem im Kanton Zürich eingeführt. Seit dem 1. Januar 2024 unterstützt es Menschen mit Behinderung in einer eigenen Wohnung, in einer Wohn- oder Familiengemeinschaft – und auch weiterhin Menschen, die in einer Institution leben. Dabei erhalten Menschen mit Behinderung nach einer Bedarfsabklärung einen Voucher, dank dem sie selbst entscheiden können, welche Anbietenden sie zuhause begleiten und betreuen sollen. Das können ambulante Anbietende, aber auch Bezugspersonen aus ihrem Umfeld sein.

Die Ziele des Systems SEBE stehen im Einklang mit der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK), die das Recht auf Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen stärkt und einfordert. Seit die Schweiz die Konvention im Jahr 2014 ratifiziert hat, stieg der Anteil

von Menschen mit Behinderungen, die in privaten Wohnformen leben, im Vergleich zu institutionellen Wohnformen kontinuierlich (Fritschi et al., 2020). Der Wechsel von einer institutionellen Wohnform zum Leben in einer privaten Wohnung wird durch spezifische kantonale Angebote unterstützt (Fritschi et al., 2022).

Sinn und Zweck der Beratungen

Der Systemwechsel von der Objekt- zur Subjektfinanzierung fordert alle Beteiligten heraus. Dabei spielen Beratung und Beratungsstellen eine zentrale Rolle, da sie Menschen mit Behinderungen den Zugang zu bedarfsgerechten Leistungen erleichtern und ihren Umgang damit unterstützen. Das Ziel ist es, diese Personen bei allen Fragen rund um das neue Finanzierungssystem zu begleiten, ihre Entscheidungsfähigkeit zu fördern und eine selbstbestimmte Auswahl von Leistungen zu ermöglichen. ▶



Immer mehr Menschen mit Behinderungen leben in privaten Wohnformen.

► Diese Beratung orientiert sich idealerweise an wesentlichen Arbeitsprinzipien wie ethischem Handeln, Kontextualisierung, Mehrperspektivität, Beziehungsgestaltung, Ressourcenorientierung und Befähigungshandeln. Diese Prinzipien bieten eine fundierte und flexible Orientierungshilfe und gewährleisten, dass die Beratung auf professionelle und kompetente Weise erfolgt (Abplanalp et al., 2020). Entscheidend ist auch die Lebensweltorientierung der Beratungsstellen, die dadurch den Alltag der Menschen ins Zentrum stellen und zur gelingenden Gestaltung dieses Alltags beitragen (Weinbach, 2016).

Vorgehen und Methode

In der Studie der BFH und der Interface Politikstudien wurde nun der Beratungsbedarf der verschiedenen Stakeholder bezüglich des neuen Systems SEBE analysiert (Tschanz et al., 2023). Grundlagen für die Studie bildeten das Angebot der Beratungsstellen im Kanton Zürich gemäss des gesetzlichen Auftrags und die definitorische Herleitung des darin vertretenen Beratungsverständnisses. Im Rahmen der Studie wurden zehn Leitfadeninterviews mit Expert*innen aus Organisationen von und für Menschen mit Behinderungen geführt. Zudem nahmen vierzig Beratungsstellen an einer Online-Befragung teil. Seitens der Selbstvertreter*innen und Angehörigen wurden acht Interviews durchgeführt. Die Befragten waren zwischen 32 und siebzig Jahre alt und haben unterschiedliche Arten der Beeinträchtigung.

Aufgrund dieser unterschiedlichen Perspektiven wurde der zukünftige Beratungsbedarf (SOLL) im neuen System ermittelt und mit dem aktuellen Angebot (IST) verglichen. Aus der Differenz zwischen SOLL und IST wurden Empfehlungen abgeleitet. Während der Erhebung hatten die Befragten noch wenig Kenntnisse zum System SEBE, da die Ausgestaltung des Systems im selben Zeitraum wie die Erhebung stattfand. Die Ergebnisse der Studie sind daher als formativer Beitrag zur Weiterentwicklung der Beratungsangebote im Kanton Zürich im Zusammenspiel mit dem System SEBE zu verstehen.

Beratungsstellen: Angebot und Bedarf

Vor der Einführung von SEBE wurde die Landschaft der Beratungsstellen von den Expert*innen aus den Organisationen überwiegend positiv beurteilt. Zu den Stärken zählen die Vielfalt, die Professionalität und die fundierten Fachkenntnisse der Beratungsstellen. Allerdings gibt es Schwächen, insbesondere bei der Übersichtlichkeit: Viele Menschen wissen nicht, welche Beratungsstelle für sie geeignet ist. Und es fehlen zentrale Anlaufstellen, die Orientierung bieten und Versorgungslücken erkennen. Zudem gibt es Verbesserungspotenzial bei der Niederschwelligkeit und der Nähe zur Lebenswelt der Ratsuchenden.

Selbstvertreter*innen und Angehörige stellen ähnliche Anforderungen an die Beratungsstellen. Ein ideales Beratungsangebot erfordert geografische Erreichbarkeit, Niederschwelligkeit und Flexibilität bei der Terminvereinbarung – etwa über Telefon, E-Mail, Videocall oder als «Walk-in» ohne Voranmeldung. Die Beratungs-

formen müssen individuell auf die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen zugeschnitten sein. Zeitliche Flexibilität und die Option, eine Begleitperson mitzubringen, spielen ebenfalls eine wichtige Rolle. Die Peer-Beratung bietet durch Erfahrungen auf Augenhöhe und praxisnahe Lösungen eine wertvolle Unterstützung. Peer-Berater*innen sollten dabei an eine Organisation angebunden sein. Bei Themen wie Medizin, Recht und Finanzen gibt es allerdings auch fachliche Grenzen.

Spannungsfelder und Kriterien der Weiterentwicklung

Beim Übergang der Beratungsangebote vom IST-Zustand in den angestrebten SOLL-Zustand treten Spannungsfelder auf, die durch verschiedene Zielkonflikte geprägt sind. Die Studie hat dabei vier zentrale Spannungsfelder identifiziert.

Erstens besteht ein Spannungsfeld zwischen Professionalisierung und Peer-Beratung. Hier gibt es einen Zielkonflikt zwischen der Sicherstellung hoher fachlicher Qualifikationen und der Peer-Beratung, bei der Menschen mit Behinderung ohne formelle Ausbildungsanforderungen ihre Erfahrungen weitergeben. Zweitens gibt es ein Spannungsfeld bei der Balance zwischen Kontrolle und Offenheit: Einerseits muss die Qualität durch die Beratungsstellen gesichert werden, andererseits muss das SEBE-System Menschen mit Behinderung die Freiheit geben, selbst zu entscheiden, welche Unterstützung und Beratung sie benötigen. Drittens besteht ein Spannungsfeld zwischen der geforderten Unabhängigkeit der Beratungsstellen und dem Erhalt bewährter Strukturen bei den Wohnangeboten. Viertens zeigt sich ein Spannungsfeld bei der Zentralisierung von Beratungsstellen, was eine Spezialisierung dieser Stellen ermöglicht, und der Notwendigkeit, ein breites, vielfältiges und niederschwelliges Angebot zu gewährleisten.

Im Rahmen der Studie wurden deshalb sechs SOLL-Kriterien für die Weiterentwicklung der Beratungsangebote ermittelt.

- **Beratungsarten:** Um eine polyvalente Beratung zu Themen der Lebensgestaltung und des Wohnens zu ermöglichen, muss die Beratungsstelle Sozialberatung oder psychosoziale Beratung anbieten.
- **Beratungsthemen:** Das Themenspektrum der Beratungsstelle muss breit genug sein, um auch das Thema Wohnen abzudecken, da spezifische Beratungsstellen hierzu selten sind.
- **Niederschwelligkeit:** Die Beratung soll ortsunabhängig, aufsuchend, kostenfrei und ohne Anmeldung möglich sein, um den Zugang zu bedarfsgerechten Leistungen zu sichern.
- **Peer-Beratung:** Diese ergänzt idealerweise die professionelle Beratung, da Menschen mit Behinderungen sich besser angesprochen fühlen und Peer-Berater*innen spezifische Kompetenzen mitbringen.
- **Unabhängigkeit:** Organisationen mit Beratungsstellen dürfen keine Interessenkonflikte durch eigene Wohnangebote haben.
- **Qualifikation und Qualitätssicherung:** Ein tertiär qualifiziertes Beratungspersonal ist ein wichtiges Qualitätsmerkmal, das von Menschen mit Behinde-



Selbst auswählen, welche Wohnform passend ist, das ist auch für Menschen mit Behinderung heute im Kanton Zürich möglich.

rungen aber nur teilweise als wichtig erachtet wird. Ein alternatives Merkmal zur laufenden Weiterentwicklung des Personals ist die Qualitätssicherung durch Intervention oder kollegiale Beratung.

Empfehlungen

Die Studie der BFH und Interface bestätigt, dass Beratungsangebote eine zentrale Rolle spielen, damit Menschen mit Behinderung eine selbstbestimmte Auswahl von Leistungen treffen können. Sie empfiehlt dem Kanton Zürich, auf der Vielfalt der bestehenden Beratungsstellen aufzubauen und den Ausbau der Beratungsleistungen voranzutreiben. Dabei sollten die in der Studie ermittelten sechs Kriterien berücksichtigt werden. Diese dienen nicht als Ausschlusskriterien, sondern sollen einerseits als Leitlinie für die Weiterentwicklung der bestehenden Beratungsstellen fungieren und andererseits als Massstab bei der Auswahl von Stellen helfen, deren Dienstleistungen im Rahmen des SEBE-Systems ausgebaut oder erweitert werden sollen.

Die Studie empfiehlt zudem die Schaffung eines digitalen «Single Information Points», der als niederschwellige Anlaufstelle die Übersicht über die verschiedenen Beratungsstellen verbessern könnte. Da die Internetrecherche der häufigste Informationsweg ist, würde dieser Ansatz das bestehende System sinnvoll ergänzen. Weiter wird angeregt, den Austausch zwischen den Beratungsstellen zu fördern, um Erfahrungen und Best Practices effizienter zu teilen. ■

Literatur:

- Abplanalp, Esther, Cruceli, Salvatore, Disler, Stephanie, Pulver, Caroline & Zwilling, Michael. (2020). *Berater in der Sozialen Arbeit*. Bern: Haupt.
- Fritschi, Tobias, von Bergen, Matthias & Müller, Franziska. (2020). *Das Wohnangebot für Menschen mit Behinderungen im Wandel. Soziale Sicherheit CHSS*. <https://sozialesicherheit.ch/de/das-wohnangebot-fuer-menschen-mit-behinderungen-im-wandel/>.
- Fritschi, Tobias, von Bergen, Matthias, Müller, Franziska, Lehmann, Olivier, Pfiffner, Roger, Kaufmann, Cornel & Hänggeli, Alissa. (2022). *Finanzflüsse und Finanzierungsmodelle im Bereich Wohnangebote für Menschen mit Behinderung*. Schlussbericht zuhanden des EBGB, des BSV und der SODK.
- Tschanz, Christoph, Thorshaug, Kristin, Richard, Tina, Müller, Franziska, Fritschi, Tobias & Wyssling, Pascal. (2023). *Bedarfsanalyse Beratungsstellen für Menschen mit Behinderungen*. Bericht zuhanden des kantonalen Sozialamts Zürich.
- Weinbach, Hanna. (2016). *Soziale Arbeit mit Menschen mit Behinderungen. Das Konzept der Lebensweltorientierung in der Behindertenhilfe*. Weinheim: Beltz Juventa.

Prof. Dr. Tobias Fritschi, Leiter Institut Soziale Sicherheit und Sozialpolitik
tobias.fritschi@bfh.ch

... dissertierte an der Universität Genf in Sozialökonomie und forscht an der BFH seit 2009 zu Themen wie Inklusion, Arbeitsintegration oder Finanzierung sozialer Dienstleistungen.

Dr. Christoph Tschanz, Wissenschaftlicher Mitarbeiter Institut Soziale Sicherheit und Sozialpolitik
christoph.tschanz@bfh.ch

... doktorierte an der Universität Fribourg in Sozialarbeit und Sozialpolitik. In seiner Forschung an der BFH widmet er sich seit 2020 unter anderem Menschen mit Behinderung.

Stellensuche mit über Fünfzig: Mit einem Mentoring ans Ziel?



Alissa Hänggeli



Prof. Dr. Peter Neuenschwander

Für ältere Stellensuchende ist es trotz Fachkräftemangel oft schwierig, einen neuen Job zu finden. Das seit Februar 2023 laufende Mentoringprogramm des Kantons Bern nimmt sich dieser Herausforderung an. Es bringt Stellensuchende mit Personen aus der Wirtschaft und öffentlichen Verwaltung zusammen. Die BFH hat das neue Angebot evaluiert.

Die Arbeitswelt hat sich unter der zunehmenden Digitalisierung und Automatisierung stark verändert und Begriffe wie «Arbeit 4.0» oder «New Work» haben sich in den letzten zehn Jahren etabliert (Giesen & Kersten, 2017). In der gleichen Zeit nahm der Fachkräftemangel, mit Ausnahme der Pandemiejahre, stetig zu und erreichte im Jahr 2023 einen neuen Rekordwert (Adecco Group, 2023). Die Gründe dafür sind vielfältig. Erschwerend wirkt, dass Fachkompetenzen allein in der heutigen Arbeitswelt nicht mehr ausreichen. Immer wichtiger sind digitale Kompetenzen und ausgeprägte Soft Skills wie Sozial- und Selbstkompetenzen (Bennett et al., 2020).

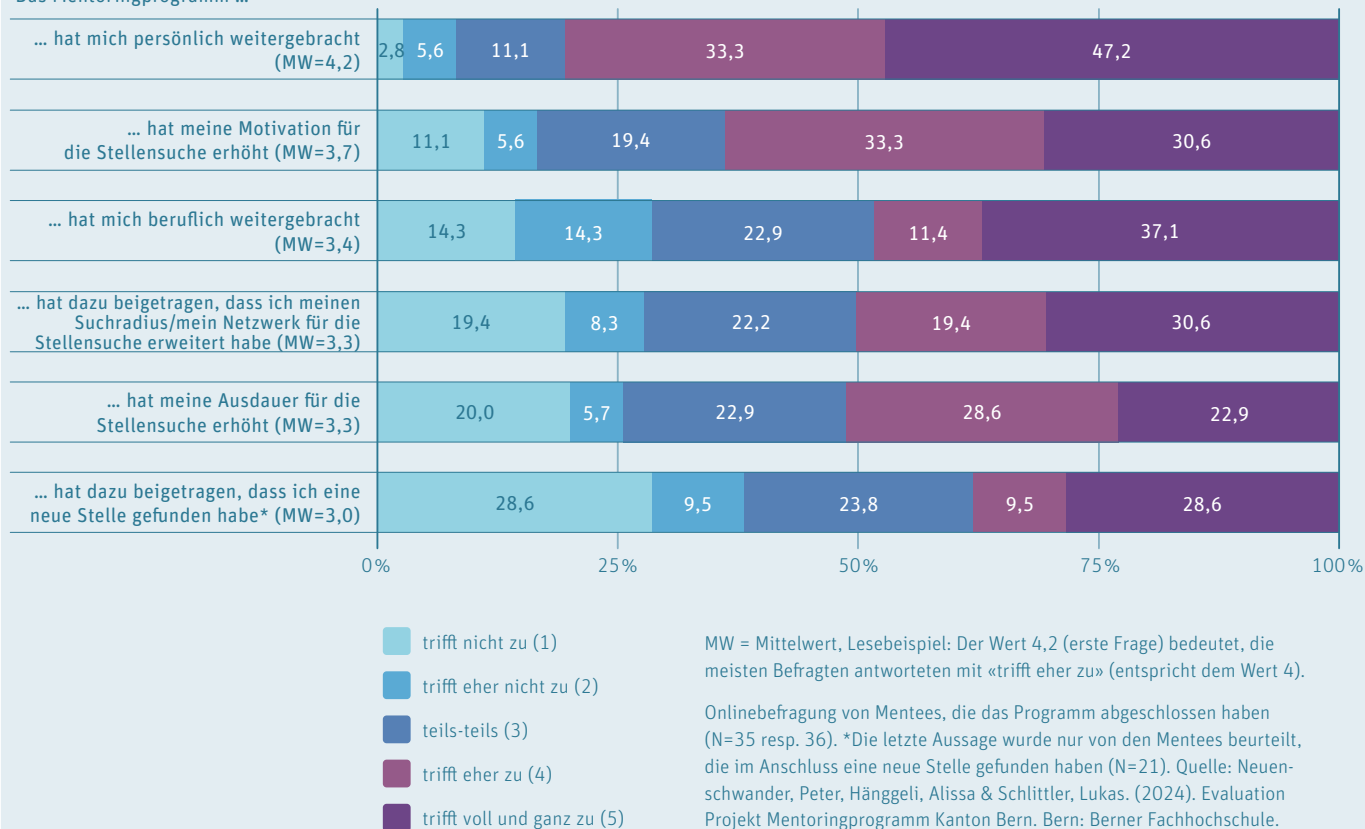
Gut qualifizierte und erfahrene Personen, die meist unverschuldet ihre Stelle verloren haben und auf der Suche nach einem neuen Job sind, könnten dem Fachkräftemangel entgegenwirken. Insbesondere für ältere Arbeitnehmende ist es nach dem Verlust ihrer Arbeitsstelle jedoch schwierig, eine neue Arbeitsstelle zu finden. Nicht alle offenen Stellen werden ausgeschrieben. In der Schweiz werden sie in rund zwanzig Prozent der Fälle über das persönliche Netzwerk oder über Social-Media-Plattformen wie LinkedIn vergeben (Buchs & Buchmann, 2018). Ein tragfähiges Netzwerk kann bei der Stellensuche somit sehr wichtig sein.



Die Mentees beurteilen den Einfluss des Mentorings auf den Stellenfindungsprozess unterschiedlich.

Der Nutzen des Mentoringprogramms aus Sicht der Mentees (in Prozent)

Das Mentoringprogramm ...



Hier setzt das Mentoringprogramm des Kantons Bern an. Es wurde vom Amt für Arbeitslosenversicherung (AVA) konzipiert und wird seit 2023 umgesetzt. Das Programm richtet sich an Stellensuchende, die über fünfzig Jahre alt sind und mindestens über einen Lehr- oder Mittelschulabschluss verfügen. Die Teilnahme ist freiwillig und kann nicht verfügt werden. Im Rahmen einer von Februar 2023 bis Ende 2025 durchgeführten Pilotphase werden Erfahrungen mit dem neu lancierten Programm gesammelt. Die BFH hat die ersten eineinhalb Jahre der Pilotphase begleitet und evaluiert.

Evaluationsdesign

Im Rahmen der Evaluation wurden alle wichtigen Stakeholder befragt. Die Mentor*innen und die stellensuchenden Mentees wurden jeweils online einige Tage nach Abschluss ihres Mentorings zu ihren Erfahrungen befragt. Zudem fand mit ausgewählten Teilnehmer*innen und RAV-Berater*innen je ein Workshop statt, und mit der Projektleitung des Mentoringprogramms wurde ein Interview geführt. Bestandteile des Evaluationsdesigns sind weiter eine Wirkungs- und eine Kosten-Nutzen-Analyse. Deren Ergebnisse lagen erst nach Redaktionsschluss vor. Eine umfassende Darstellung der Evaluationsergebnisse findet sich in Neuenchwander et al. (2024).

Die Wirkung auf die Stellenfindung

Im Anschluss an die in der Untersuchungsperiode abgeschlossenen 56 Mentorings kam es in 25 Fällen zu einer Abmeldung vom RAV – das heisst, dass 45 Prozent aller Teilnehmenden, die das Programm beendet haben, danach eine neue Stelle gefunden haben. Welchen Einfluss die Teilnahme am Mentoringprogramm darauf hatte, wird von den Mentees und den Mentor*innen jedoch unterschiedlich beurteilt (vgl. Grafik).

Diese eher ambivalente Einschätzung zeigt sich auch in den durchgeführten Workshops. Dort kommen beide Gruppen zum Schluss, das Mentoringprogramm sei ein Puzzlestein unter vielen, die zu einer neuen Stelle beitragen können. Ob es im Stellenfindungsprozess der wichtigste Puzzlestein ist, lässt sich nicht abschliessend beantworten. Ein Mentor bringt diese Einschätzung folgendermassen auf den Punkt: «Ich habe den Eindruck, dass ich einen Ball gespielt habe. Aber das Tor hat der Mentee geschossen. Ich konnte den Kontakt vermitteln. Aber nachher musste sich der Mentee beim Kontakt präsentieren, vorstellen etc., damit es zum Abschluss kam.»

Das Mentoringprogramm zeigt positive Effekte

Auch wenn unklar ist, inwiefern das neue Mentoringprogramm zum Antritt einer neuen Stelle beiträgt: Die Evaluation zeigt sehr deutlich, dass es seine Wirksam-

- ▶ keit auf verschiedensten Ebenen entfaltet. Allen voran leistet es bei vielen Stellensuchenden einen wichtigen Beitrag für ihre persönliche Entwicklung, ihre Motivation und Zuversicht für die Stellensuche. Wie lassen sich diese positiven Effekte erklären?

Ein wesentlicher Vorteil des Mentoringprogramms besteht darin, dass die Beziehungsqualität zwischen Mentor*in und Mentee besser ist als zwischen den Stellensuchenden und ihren RAV-Berater*innen. Dies lässt sich so erklären: Während eines Mentorings können vertrauensvolle bis freundschaftliche Beziehungen entstehen. Diese bilden ein Fundament, damit im Mentoring auch persönliche, familiäre oder gesundheitliche Schwierigkeiten angesprochen werden. In den Mentorings werden somit Problemlagen bearbeitet, die auf den ersten Blick nicht viel mit der eigentlichen Stellensuche zu tun haben, sich aber durchaus negativ darauf auswirken können. Ein Mentee meinte dazu: «Bei mir lief ganz viel auf der mentalen Ebene ab. Ich war wie in einem Abwärtsstrudel. Meine Mentorin hat mich dort aufgefangen. Ich habe nicht direkt durch sie einen neuen Job gefunden. Aber dieses Auffangen, das mich wieder an meine Stärken, Fähigkeiten und Skills glauben liess, hat enorm viel gebracht.»

Das Mentoringprogramm hat auch im Vergleich zu herkömmlichen arbeitsmarktlichen Massnahmen Vorteile: Es ist freiwillig, und das Matching ist auf die Bedürfnisse aller Beteiligten abgestimmt. In den Befragungen wird zudem die Nähe der Mentor*innen zur Wirtschaft und zum Arbeitsmarkt hervorgehoben. Diese ermöglicht einen Austausch auf Augenhöhe mit Personen, die selbst im Arbeitsmarkt tätig sind.

Ein gutes Matching ist zentral

Bevor das eigentliche Mentoring startet, führt das Mentoring-Team ein telefonisches Startgespräch mit den interessierten Stellensuchenden durch, die ihnen von den RAV-Berater*innen gemeldet werden. In dem Gespräch werden der Programmablauf dargelegt, die Erwartungshaltungen und Eignung der Stellensuchenden geklärt. Danach erfolgt der zentrale Prozessschritt im Mentoringprogramm: das Matching-Gespräch, an dem der*die Stellensuchende, der*die Mentor*in sowie eine Vertretung des Mentoring-Teams teilnehmen.

Die Onlinebefragung zeigt, dass die befragten Mentor*innen und Mentees mit dem Matching-Gespräch grundsätzlich sehr zufrieden waren. Im Workshop mit den Mentor*innen wurden jedoch auch schwierige Gespräche thematisiert. Das Hauptziel des Matching-Gesprächs ist es herauszufinden, ob die Chemie zwischen Mentor*in und Mentee stimmt. Zündet der Funke zwischen den beiden nicht, lohnt sich eine weitere Zusammenarbeit in der Regel nicht. Weil das Matching-Gespräch für den Erfolg des Mentorings so zentral ist, lohnt sich hier ein Blick auf das von den Befragten geäußerte Entwicklungspotenzial.

Entwicklungspotenzial beim Matching-Prozess

Im Workshop mit den Mentor*innen wurde zum Beispiel vorgeschlagen, dass die Stellensuchenden vor dem eigentlichen Matching-Gespräch die Möglichkeit

haben sollten, aus einer Liste potenzieller Mentor*innen eine Vorauswahl zu treffen und mit ihnen ein kurzes Gespräch zu führen. Dabei könnten die Stellensuchenden mehr über deren beruflichen Hintergrund und die Motivation in Erfahrung bringen. Umgekehrt könnten den Mentor*innen bereits im Vorfeld des Matching-Gesprächs die Unterlagen der potenziellen Mentees zur Verfügung gestellt werden. Denn im Workshop gaben die Mentor*innen zu bedenken, dass sie sich ohne Vorinformationen lediglich aufgrund dieses Gesprächs auf einen längeren Begleit- und Unterstützungsprozess einliessen.

Auch im Workshop mit den Mentees wurden Verbesserungsvorschläge diskutiert. Grundsätzlich wünschten sie, bei der Suche nach dem*r passenden Mentor*in stärker miteinbezogen zu werden. Ein Mentee schlug etwa vor, mehrere Matching-Gespräche mit verschiedenen Mentor*innen durchzuführen, damit er besser einschätzen könne, mit wem das Mentoring am erfolgversprechendsten sei.

Inwiefern diese und weitere Verbesserungsmöglichkeiten umgesetzt werden können, hängt nicht zuletzt von den personellen Ressourcen ab, die dem AVA für die Umsetzung des Mentoringprogramms zur Verfügung stehen. Der Entscheid, ob und in welcher Form das Mentoringprogramm des Kantons Bern weitergeführt wird, wird Mitte 2025 erwartet. ■

Literatur:

- Adecco Group. (2023). *Fachkräftemangel Index Schweiz 2023*. Zürich.
- Bennett, Jonathan, Marti, Michael & Neuenchwander, Peter. (2020). Digitalisierung: Tausende SBB-Stellen von Veränderungen betroffen. *Die Volkswirtschaft*
- Buchs, Helen & Buchmann, Marlis. (2018). Verdeckter Arbeitsmarkt in der Schweiz ist eher klein. *Die Volkswirtschaft*
- Giesen, Richard & Kersten, Jens. (2017). *Arbeit 4.0: Arbeitsbeziehungen und Arbeitsrecht in der digitalen Welt*. München: C.H. Beck.
- Neuenchwander, Peter, Hänggeli, Alissa & Schlittler, Lukas. (2024). *Evaluation Projekt Mentoringprogramm Kanton Bern*. Bern: Berner Fachhochschule.

Alissa Hänggeli, wissenschaftliche Assistentin Institut Soziale Sicherheit und Sozialpolitik

... arbeitete von 2021 bis 2024 an der BFH – unter anderem in Projekten im Bereich Arbeitsintegration, Arbeitsbedingungen, Lebensqualität, Migrationspolitik und Sozialhilferecht.

Prof. Dr. Peter Neuenchwander, Dozent Institut Soziale Sicherheit und Sozialpolitik

peter.neuenchwander@bfh.ch

... doktorierte an der Universität Zürich in Politikwissenschaften. Er forscht und lehrt seit 2006 an der BFH zur beruflichen und sozialen Integration sowie zum Arbeitsmarkt 50+ und 65+.

Gesellschaftliche Partizipation und Sprachschwierigkeiten

Loretta Walther, Master of Science in Sozialer Arbeit

Sprache zu verstehen und zu produzieren, gilt als eine zentrale Voraussetzung, um in der Gesellschaft aktiv mitzubestimmen und diese mitzugestalten. So basieren beispielsweise demokratische Abstimmungsprozesse auf schriftlichen Dokumenten, Informationen und Formularen. Mitsprachegefässe erfordern meist mündliche Kompetenzen (Stefanowitsch, 2014; Gehlen, 2017). Allerdings ist der Spracherwerb eine komplexe kognitive Leistung, die bei Personen mit Lernschwierigkeiten beeinträchtigt sein kann. Das führt dazu, dass diese Personen daran gehindert sein können, die Gesellschaft eigenständig mitzugestalten.

Diesem Thema widmete ich meine Masterarbeit. Ich ging der Frage nach, wie Personen mit Lernschwierigkeiten entlang ihrer Bedürfnisse und unter besonderer Berücksichtigung der Sprache gesellschaftlich partizipieren können und welche Schlussfolgerungen sich hieraus für die Soziale Arbeit ergeben.

Häufig wird über Personen mit Lernschwierigkeiten geforscht und nur selten werden mit ihnen Ideen und Lösungsansätze ausgearbeitet (Pfister et al., 2020). Deshalb war mir wichtig, Betroffene aktiv in meine Forschungsarbeit zu integrieren. Damit nicht die Sprache selbst zum Ausschlusskriterium meiner Forschungsarbeit wird, konzipierte ich ein Vorgehen, das auf gestalterischen Techniken basiert.

Mit sechs Personen mit Lernschwierigkeiten gestaltete ich eine Bereichskarte gesellschaftlicher Partizipation. Diese zeigt auf, wo sich Betroffene in der Gesellschaft mehr Partizipation wünschen und wie diese aktuell durch die Sprache behindert wird. Zudem haben wir gemeinsam einen Ressourcenkoffer erarbeitet. Er enthält die zentralen Ressourcen zur Sprachproduktion und zum Sprachverständnis, die vorhanden sein und gegeben werden müssen, sodass Partizipation in den gewünschten Bereichen gelingt.

Es zeigte sich, dass die Betroffenen mehr mitbestimmen möchten, wenn mit ihnen oder über sie gesprochen wird. Insbesondere dann, wenn es darum geht, mit welchen Begriffen sie bezeichnet werden. Zudem hindert sie schwierige Sprache daran, wichtige Aktivitäten selbständig anzugehen. Beispiele dafür sind: medizinische Termine wahrnehmen, eine Wohnung suchen und politisch mitbestimmen.

Für die Soziale Arbeit ergibt sich daraus, dass soziale Institutionen, die beispielsweise Wohnraum anbieten, Personen mit Lernschwierigkeiten stärker miteinbeziehen müssten, etwa in Form von Arbeitsgruppen, die aus Betroffenen bestehen. So könnten

eingetaucht – aufgetaucht

Wer forscht zu welchem Thema am Departement? Ob Dissertation, Nationalfonds oder Masterthesis: Jenseits von Fachbegriffen schreiben in dieser Reihe Nachwuchs und Lehrpersonen, was am eigenen Projekt bewegt, ins Stolpern oder einen Schritt weiterbringt.

Loretta Walther ist seit August 2023 wissenschaftliche Assistentin am Institut Kindheit, Jugend und Familie. Parallel dazu absolvierte sie den Kooperations-Master in Sozialer Arbeit. Das Thema der Sprache begleitet sie lange; professionell in der vorherigen Arbeit mit Personen mit Lernschwierigkeiten, ehrenamtlich bei der Unterstützung von Schüler*innen mit Migrationserfahrung sowie privat durch das eigene Erleben von (Fremd-)Sprachen.

die Institutionen gewährleisten, dass in der Öffentlichkeitsarbeit oder wenn sie Anliegen der Betroffenen verhandeln, möglichst auf diskriminierende Begriffe verzichtet wird. Weiter wäre wichtig, dass Fachpersonen und Institutionen der Sozialen Arbeit Informationen, die in Leichter Sprache aufbereitet sind, als Instrument der Förderung von Selbstständigkeit und Selbstbestimmung anerkennen, nutzen und einfordern. So wird verhindert, dass Personen mit Lernschwierigkeiten einzig wegen der Sprache auf die Unterstützung Dritter angewiesen sind. ■

Literatur:

- Gehlen, Vera. (2017). Sprache als Mittel zur Exklusion oder wie Sprache über gesellschaftliche Teilhabe entscheidet. In Pierre-Carl Link & Roland Stein (Hrsg.), *Schulische Inklusion und Übergänge* (S. 231–240). Berlin: Frank & Timme GmbH.
- Pfister, Andreas, Studer, Michaela, Berger, Fabian & Georgi-Tscherry, Pia. (2017). *Teilhabe von Menschen mit einer Beeinträchtigung (TeMB-Studie). Eine qualitative Rekonstruktion über verschiedene Teilhabebereiche und Beeinträchtigungsformen hinweg* [PDF]. Luzern, Zürich: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik.
- Stefanowitsch, Anatol. (2014). Leichte Sprache, komplexe Wirklichkeit. *Politik und Zeitgeschichte*, 64, 11–8.

«Sprachschwierigkeiten können die Mitsprache, Mitentscheidung und Mitgestaltung in der Gesellschaft erschweren.»



Forschung

Familien für Studie zu Erwerbsarmut gesucht

Trotz Arbeit leben viele Familien in der Schweiz in Armut – etwa eine*r von 13 Erwerbstätigen ist betroffen. Wir möchten verstehen, wie sich diese Lebenssituation auf den Alltag der Familien auswirkt. Besonders interessiert uns, wie Kinder und Eltern mit den Herausforderungen umgehen. Können Sie uns unterstützen, betroffene Familien für unsere Studie zu finden?

Wir suchen Familien, die alle nachfolgenden Kriterien erfüllen:

- in Teil- oder Vollzeit arbeiten, aber dennoch finanzielle Schwierigkeiten haben,
- Kinder im Alter von 0–14 Jahren haben,
- im Kanton Bern, Genf, Solothurn, Tessin, Waadt oder Zürich leben und
- bereit sind, mit uns zu sprechen.

Weitere Informationen und Kontaktmöglichkeiten finden Sie unter: bfh.ch/soziale-arbeit/familienerleben

Gerne senden wir Ihnen auf Wunsch auch Flyer zu, die Sie verteilen können: familie.soziale-arbeit@bfh.ch

Unterstützung der sozialen Inklusion in Estland



Im Rahmen der bilateralen Verträge mit der EU unterstützt die Schweiz ausgewählte EU-Staaten finanziell. Die Gelder ermöglichen Projekte, die in Europa Sicherheit, Stabilität und Wohlstand fördern. Eines davon ist das Programm zur Unterstützung der sozialen Inklusion (Supporting Social Inclusion Programme) in Estland. Es zielt darauf ab, dass alle dort lebenden Menschen aktiver an der estnischen Gesellschaft teilhaben können. Konkret soll das Programm die Verfügbarkeit und Qualität von Angeboten im Bereich Integration verbessern, transkulturelle Kompetenzen im Bildungsbereich stärken, das Sozialwesen in den Bereichen Sozialhilfe und Kinderschutz verbessern sowie die Zivilgesellschaft und soziale Innovationen fördern.

Als strategische Partnerin unterstützt die BFH das Programm in Estland während des Durchführungszeitraums 2024 bis 2028. Sie setzt dafür ihr Netzwerk ein und wirkt als «One-Stop-Shop» für weitere Bereiche des Programms und für den Austausch mit der Praxis.

Kontakt: Prof. Dr. Eveline Ammann Dula, Institut Soziale und kulturelle Vielfalt
bfh.ch/de/eveline-ammann-dula

Bedingungen für Berufsbeistandspersonen verbessern

Berufsbeistandspersonen sind oft einer zu hohen Arbeitslast ausgesetzt. Die Leidtragenden sind Schutzbedürftige, die teilweise wenig Unterstützung erhalten. Darum sollen die Arbeitsbedingungen der Berufsbeistandspersonen verbessert werden. Zu diesem Zweck hat 2021 die Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES) unter Mitwirkung der Sozialdirektorenkonferenz (SODK), des Schweizerischen Gemeindeverbands und des Schweizerischen Verbands der Berufsbeistandspersonen (SVBB) Empfehlungen erlassen. Seither sind Ämter, Gemeinden und Kantone schweizweit daran zu prüfen, wie sie die Beistandschaften organisieren. Dabei werden unter anderem Grösse, Art der Polyvalenz, Regelung im innerkantonalen Finanzausgleich und Fallpauschalen pro Fall angeschaut.

Die BFH untersucht im Auftrag des SVBB bis Ende Oktober 2025 den schweizweiten Stand der Entwicklung. Sie tut dies mittels einer Online-Befragung, an der jede Berufsbeistandschaft der Schweiz teilnimmt. Ergänzend dazu erfolgt eine qualitative Befragung ausgewählter Expert*innen. Auf der Grundlage der Ergebnisse werden dann die KOKES-Empfehlungen weiterentwickelt.

Kontakte Projektleitung:

Prof. Dr. Emanuela Chiapparini, Institut Kindheit, Jugend und Familie
bfh.ch/de/emanuela-chiapparini

Daniela Willener, Institut Kindheit, Jugend und Familie
bfh.ch/de/daniela-willener

Vanda Wrubel, Institut Kindheit, Jugend und Familie
bfh.ch/de/vanda-wrubel

Forschung



«Erzählbistro/next generation»

Die fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen wurden in der Schweiz unter anderem im Rahmen des Nationalfondprogramms (NFP) 76 wissenschaftlich aufgearbeitet. Parallel dazu haben Betroffene Selbsthilfeprojekte initiiert. Eines davon ist das Erzählbistro, ein Austausch- und Informationsgefäss, in dessen Mittelpunkt die Lebensgeschichten der Betroffenen stehen. Sowohl die Erfahrungen des Erzählbistros als auch die Ergebnisse des BFH-Projekts «Von Generation zu Generation. Familiennarrative im Kontext von Fürsorge und Zwang» zeigen, dass die Folgen des Leids auch die Angehörigen betreffen. Biografisches Erzählen kann dazu beitragen, der transgenerationalen Weitergabe von Traumata entgegenzuwirken. Deshalb entwickelt das Projektteam unter Co-Leitung von Andrea Abraham und Pascal Krauthammer ein Erzählbistro und Netzwerk für die Angehörigen. Darüber hinaus werden Videoporträts erstellt, die für die gesellschaftliche Sensibilisierung und für pädagogische Zwecke eingesetzt werden können.

Kontakt: Prof. Dr. Andrea Abraham, Institut Kindheit, Jugend und Familie
bfh.ch/de/andrea-abraham

Sozialberatung in onkologischen Arztpraxen

Eine Krebsdiagnose ist für Betroffene und ihr soziales Umfeld ein einschneidendes Ereignis, das das gesamte Leben verändert. Eine frühe Erkennung sozialer Problemlagen und der Zugang zu einer niederschweligen Beratung ist für die Betroffenen von grosser Bedeutung, denn viele Patient*innen wenden sich erst an die Krebsliga, wenn die sozialen Probleme schon weit fortgeschritten sind: angehäuften Schulden, abgebrochene soziale Kontakte und Freizeitaktivitäten, Probleme mit Behörden und Arbeitgebern, Einsamkeit, Verwahrlosung, überlastete Angehörige, Frustration und Existenzängste. Dank einer Förderung des Swisslos-Fonds Basel-Stadt kann die Krebsliga beider Basel in den drei onkologischen Praxen der Stadt Basel Sozialberatungen durchführen und dadurch die Früherkennung verbessern. Das dreijährige Projekt wird von der BFH fachlich begleitet und evaluiert.

Kontakt: Dr. René Rüegg, Institut Organisation und Sozialmanagement
bfh.ch/de/rene-rueegg

Ein Armutsmonitoring für den Kanton Solothurn

Um mehr über die Armutssituation zu erfahren, möchte der Kanton Solothurn das bewährte Monitoringmodell der Berner Fachhochschule und der Caritas Schweiz umsetzen. Dieses stützt sich auf kantonale Steuer- und Administrativdaten und schafft so wichtige Grundlagen zur Bekämpfung von Armut. Im Projekt wird unter anderem die Familienarmut im Kanton beleuchtet und die Bedeutung der Familienergänzungsleistung untersucht. Zudem wird zusammen mit der ETH-Forschungsgruppe Raum und Stadtpolitik das Thema Wohnen betrachtet, da die steigenden Wohnkosten für Menschen mit knappen finanziellen Mitteln zunehmend zur Belastung werden und zu Verdrängungsprozessen führen.

Kontakt: Prof. Dr. Oliver Hümbelin, Institut Soziale Sicherheit und Sozialpolitik
bfh.ch/de/oliver-huembelin

Veranstaltung

Challenges für den Hack4SocialGood

Am 4. und 5. April 2025 findet in Olten der nächste Hack4SocialGood statt. Menschen aus dem Sozialwesen und dem Technikbereich arbeiten an diesen zwei Tagen gemeinsam an digitalen Lösungen für das Sozialwesen. Arbeiten Sie in einer sozialen Organisation mit einer digitalen Herausforderung, die dringend gelöst werden muss? Dann reichen Sie diese als Challenge ein und arbeiten Sie gemeinsam mit interdisziplinären Teams an Prototypen und neuen Perspektiven. Der beste Lösungsansatz wird am Ende von einer Jury mit 2000 Franken prämiert. Ausserdem gibt es einen Publikumspreis. Seien Sie dabei und tragen Sie zur digitalen Zukunft des sozialen Sektors bei!

Weitere Informationen und Anmeldung unter:
hack4socialgood.ch

Klein, aber fein: Fachstelle Familie nach dem Spiezer Modell



BFH-Dozent Matthias von Bergen im Gespräch mit **Joel Stalder, Leiter Fachstelle Familie Spiez**. Joel Stalder hat einen Master of Science in Sozialer Arbeit.

Das Interview fand im Oktober 2024 statt.

Familien sollen sich hier wohlfühlen. Dieser Wunsch stand ganz am Anfang des Spiezer Pilotprojekts für eine niederschwellige Anlaufstelle für Familien. Die BFH hat das Projekt begleitet und evaluiert. Es wurde im Sommer 2024 vom Spiezer Parlament einstimmig in den Regelbetrieb überführt. Was kann eine kleine Fachstelle wie diejenige in Spiez bewirken?

Joel Stalder, Sie leiten mit einem Pensum von vierzig Prozent die Spiezer Fachstelle Familie. Was tut die Fachstelle konkret?

Stalder: Es gibt in Spiez viele Angebote für Familien. Den Zugang zu finden, ist nicht einfach. Die Fachstelle ist deshalb wichtig als Eingangspforte. Ich helfe den Leuten, das für sie passende Angebot oder die richtige Stelle zu finden, zum Beispiel wenn sie nicht wissen, welche familienergänzenden Betreuungsmöglichkeiten es gibt oder wie das mit den Betreuungsgutscheinen funktioniert. Wer an mich gelangt, ist bei mir nicht falsch.

Zahlreiche Gemeinden betreiben Fachstellen im Bereich Familie, so etwa die Städte Thun oder Bern. In einigen ist die Fachstelle als Familienberatungsstelle ausgestaltet. Manchmal wird eine ganze Abteilung als Fachstelle bezeichnet, die dann die Angebote der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und Schulsozialarbeit mitumfasst. Das ist in Spiez anders. Inwiefern unterscheidet sich das Spiezer Modell davon?

In Spiez ist die Fachstelle sehr klein, quasi ein «Spurenelement in der Verwaltung». Wir fokussieren uns stark auf die Vernetzung und die Funktion als Drehscheibe. Die Fachstelle ist zudem als Stabsstelle organisiert, direkt bei der Abteilungsleitung Soziales der Gemeinde. Das erlaubt kurze Wege.

Was ist der Mehrwert der Fachstelle?

Familie ist ein Querschnittsthema, das überall auftaucht. Wichtig sind deshalb die Zusammenarbeit über die Grenzen der Verwaltungsabteilungen hinaus und die Sensibilisierung der Fachpersonen der Gemeindeverwaltung für Fragen rund um Familien, zum Beispiel in der Einwohnerkontrolle. Weiter besteht ein enger Kontakt zu den Schulen, zur Schulsozialarbeit und zur Kinder- und Jugendarbeit. Fachpersonen profitieren,

Ergebnisse der Evaluation

«Der Mehrwert der Fachstelle liegt vor allem darin, dass sie als Anlaufstelle für Fragen rund um das Thema Familie dient und sich auch um Fragen kümmert, die sonst von niemand anderem in der Gemeindeverwaltung bearbeitet werden.» Dies steht im Schlussbericht der BFH, der die Leistungen der Fachstelle insgesamt positiv bewertet. Demnach hat die Fachstelle Familie während der Pilotphase wichtige Projekte initiiert, die von den meisten Befragten als äusserst positiv für die Gemeinde eingestuft wurden. Als Beispiele nennt die BFH das Schlüsselpersonenprojekt «Hand in Hand», das Projekt «Spiez – zäme ungerwägs» oder den Bericht zu den Tagesschulen. Mit diesen Projekten konnten teilweise sogar zusätzliche Drittmittel erschlossen werden.

Besonders positiv hervorgehoben wird zudem die Arbeitsweise der Fachstelle, Impulse zu geben und ermöglichend zu wirken, sich aber dann zurückzuziehen. Parallelstrukturen konnten so vermieden werden.

Die BFH empfahl dem Gemeinderat denn auch, das Pilotprojekt in den Regelbetrieb zu überführen, die inhaltlichen Schwerpunkte zu konsolidieren und das Angebot bedarfsorientiert weiterzuentwickeln. Auch riet sie dazu, geeignete Begleitstrukturen aufzubauen und den Bereich Kommunikation und Sensibilisierung zu optimieren.

Die Evaluation der BFH basiert auf Einzelinterviews mit Partnern der Fachstelle wie Schule, offene Kinder- und Jugendarbeit, Alterskommission und Integrationsausschuss, der Spiezer Standortförderung und dem Fachstellenleiter. Zudem wurden Gruppeninterviews mit Vertreter*innen der Steuergruppe geführt, der unter anderem Gemeinderätinnen, Vertreter der Sozialkommission und die Abteilungsleiter Soziales und Bildung angehörten. Auch die Ergebnisse zweier Workshops mit weiteren Schlüsselpersonen flossen mit in die Evaluation ein.



«Die Fachstelle ist ein Lotse durch die Zuständigkeiten und Abläufe in der Verwaltung oder bei den Sozialwerken. Der direkte Mehrwert für die Familien ist, dass sie mit ihrem Anliegen gehört werden.» Joel Stalder

dass es eine Ansprechstelle für Familienfragen gibt. Die Fachstelle ist oft ein Lotse durch die Zuständigkeiten und Abläufe in der Verwaltung oder bei den Sozialwerken.

Der direkte Mehrwert für die Familien ist, dass sie mit ihrem Anliegen gehört werden. Auch die diversen Projekte, die von der Fachstelle initiiert wurden, stellen Mehrwerte dar.

Können Sie die wichtigsten Projekte beschreiben?

Wir halten den Begriff «Familie» bewusst offen. Dazu gehören sicher Kinder. Mit Blick auf die frühe Kindheit haben wir zum Beispiel mit dem «MitSpielplatz» einen neuen Begegnungs- und Spielort geschaffen. Er wird in Zusammenarbeit mit der Ideenentwicklerin «Chinderetz Bern» und den Landeskirchen betrieben und findet derzeit sechsmal pro Jahr in Spiez statt. Hier können Kinder und ihre Begleitpersonen – Eltern, Grosseltern oder andere Bezugspersonen – vorbeikommen. Die Kinder können spielen, es gibt auch Möglichkeiten des Austauschs unter den Begleitpersonen. Ich

helfe da jeweils mit. Es ist eine sehr niederschwellige Möglichkeit, ins Gespräch zu kommen und zu hören, welche Anliegen die Familien beschäftigen.

Sie sagen, Sie halten den Begriff «Familie» offen. An wen richten sich die Angebote sonst noch?

Unabhängig vom Alter gehören wir alle zu einer Familie. Es geht um Solidarität in der Gemeinde. Ein Projekt, das eben abgeschlossen wurde, stand unter dem Motto «Spiez – zäme ungerwägs». Es ging darum, die Vorhaben von Initiant*innen aus der Gemeinde sichtbar zu machen – zu ermutigen, zu erleichtern, auch mal eine Bewilligungen einzuholen. In diesem Rahmen sind vielfältige Aktivitäten entstanden. So hat etwa die Alterskommission zusammen mit Schulklassen eine Wanderung entlang der Gemeindegrenzen organisiert. Künstler*innen aus Spiez haben einen «Tag der offenen Ateliers» auf die Beine gestellt. Ein Chorprojekt und ein Velokino sind entstanden, ein «Spiezer-Lied» wurde komponiert und vorgetragen. Auch hat die Gemeinde die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen mit entsprechenden Aktionen gefördert.

Was braucht es, damit sich die Familien bei Ihnen melden?

Eine Fachstelle kann nicht niederschwellig genug sein. Ein Beispiel ist der erwähnte «MitSpielplatz». Dann bin ich einmal im Monat einen Nachmittag in der Gemeindebibliothek und stehe für Fragen zur Verfügung. Die ►

- Bibliothek ist ein öffentlicher Raum und für alle ohne Voranmeldung oder Hindernisse zugänglich. Ein anderes Projekt, «Hand in Hand», arbeitet mit Schlüsselpersonen und richtet sich an Familien, deren Erstsprache nicht Deutsch ist. Die Schlüsselpersonen sprechen diese Erstsprache und haben selbst Migrationserfahrung. Sie dienen als Vermittler*innen bei Alltagsfragen, beispielsweise im Kontakt mit der Schule. Im Moment können wir Schlüsselpersonen für zehn Sprachen anbieten. Das Projekt ist übrigens kürzlich in einer Publikation des UNHCR als «Good-Practice»-Beispiel vorgestellt worden.

Die Gemeinde Spiez hat das Pilotprojekt in diesem Sommer in den Regelbetrieb überführt. Lässt sich das Spiezer Konzept auf andere Gemeinden übertragen?

Grundsätzlich ja. Die Erfolgsfaktoren waren in Spiez sicher, dass Politik und Verwaltung dem Anliegen wohlgesinnt sind. Zudem haben wir Fachleute und Organisationen, die in der Gemeinde rund um Familienfragen tätig sind, von Beginn weg gut einbezogen. Das Pilotprojekt wurde von einer breit abgestützten Steuergruppe begleitet. Die Projektleitung lag nicht bei mir, sondern beim Abteilungsleiter Soziales. Schliesslich war sehr hilfreich, von Beginn weg drei Arbeitsschwerpunkte für die Fachstelle zu setzen. Die drei Themenfelder «Familien mit besonderen Herausforderungen», «Strukturen für Familien» und «generationenüber-



Seit Sommer 2024 im Regelbetrieb

«Der Entscheid des Grossen Gemeinderats Spiez zur Fachstelle Familie ist im Sommer einstimmig gefallen. Das ist nicht alltäglich. Im Vorfeld gab es auch Bedenken. Zentral für die einhellige Zustimmung war der Evaluationsbericht der BFH, der sehr gut aufzeigte, wie die Stelle arbeitet und welche Wirkungen sie hat. Ein Argument war auch die schlanke Struktur der Stelle. Es konnte aufgezeigt werden, dass die Fachstelle eng mit dem bereits Bestehenden zusammenarbeitet und so mit wenig Ressourcen einiges an Wirkung erreicht. Schliesslich hat es auch mit der Person des Stellenleiters zu tun. Es braucht eine hohe Fachlichkeit, die Anliegen wahr- und aufzunehmen, aber auch eine grosse Offenheit, auf Menschen zuzugehen.»

Anna Fink, bis Ende 2024 Gemeinderätin Soziales in Spiez



«Durch die Stelle und die Projekte ist das Thema Familie in der öffentlichen Wahrnehmung bestimmter präsenter geworden.» Joel Stalder

greifende Zusammenarbeit» sind breit, sie haben aber geholfen, die Arbeit der Fachstelle zu fokussieren.

Inwiefern hat die Fachstelle die familienpolitische Situation in Spiez verändert?

Durch die Stelle und die Projekte ist das Thema Familie in der öffentlichen Wahrnehmung bestimmter präsenter geworden. Wir konnten zeigen, dass es uns ernst ist, partizipativ zu arbeiten. Ein Künstler, der im Rahmen der «offenen Ateliers» mitwirkte, hat es treffend auf den Punkt gebracht: «Es geht nicht darum, was die Gemeinde für mich tun kann. Ich habe gemerkt, dass wir selbst aktiv werden und dann auch etwas erreichen können.» Die Gemeinde will dieses Selbsttun ermöglichen und erleichtern. Es geht darum, sich in der Gemeinde gemeint zu fühlen. Dies wurde in den letzten Jahren spürbar. ■

Prof. Matthias von Bergen, Dozent Institut Organisation und Sozialmanagement

matthias.vonbergen@bfh.ch

... hat die Evaluation geleitet. Er begleitete für die BFH bereits zahlreiche Reformprojekte im Sozialwesen, unter anderem in den Bereichen Alter und Behinderung. Er forscht und unterrichtet zum Thema Organisationsentwicklung.

«Verlässlichkeit schafft Sicherheit»: Jugendtreff als Rückzugsort in «real Bümpliz»



Marleen Gerhold ist seit zwei Jahren als Kinder- und Jugendarbeiterin der Kirchgemeinde Bümpliz in Co-Leitung für den Jugendtreff Speedy verantwortlich. Sie absolvierte 2020 den Bachelor Soziale Arbeit an der Fachhochschule Frankfurt am Main und studiert im Master Soziale Arbeit an der BFH.

Houwayda Schöni arbeitet als Freiwillige des Quartiers Kleefeld im Jugendtreff Speedy und wird dabei von zwei weiteren engagierten Quartierbewohnenden unterstützt. Alle sind Vertreter*innen des Quartiersvereins Interessengemeinschaft (IG) Kleefeld. Dieses Engagement leistet die dreifache Mutter neben ihrer Vollzeitstelle als Camionfahrerin.

Das Interview führte Katalin Szabó im Oktober 2024.

Bei der Quartiersbegehung von Regierungsrat Philippe Müller im September 2023 wurde der Bedarf nach einem Jugendtreff geäussert. Wie kam es danach so rasch zur Eröffnung des Speedy?

Marleen Gerhold: Es gab den Jugendtreff Speedy im Kleefeld schon früher. Die Infrastruktur war vorhanden, und mit der reformierten Kirche gab es auch eine Trägerschaft. Der Treff war seit einem Jahr geschlossen und musste renoviert werden, was wir gemeinsam mit den Jugendlichen gemacht haben. Das Speedy konnte so schnell wiedereröffnet werden, weil das Interesse und das Engagement der Quartierbewohner*innen so gross war. Doch es gehört auch zur Geschichte des Treffs, dass er geschlossen werden musste, weil es zu viele Konflikte gab.

Welcher Art waren diese Konflikte?

Gerhold: Die Jugendlichen und ich kämpften nach einer von ständigen personellen Wechslen geprägten Zeit um die Oberhoheit im Treff. Die Situation war sehr angespannt. Jugendliche haben schon genug um die Ohren, die Schule beansprucht sie, zuhause werden sie oft stark in die Pflicht genommen. Nach meinem Eindruck sind sie mir auch deshalb mit der Einstellung begegnet: «Ich bin jemand, und ich will auch Raum einnehmen.» Meinerseits musste ich ihnen erst einmal beweisen, warum ich als für sie noch Fremde das Recht habe, über diesen Raum zu bestimmen. Sie sagten zu mir: «Sie müssen ler-

Jeden Freitag von 19 bis 23 Uhr öffnet im Kleefeld der Treff Speedy für die Jugendlichen in Bern-Bümpliz. Was braucht diese Art von Jugendarbeit? Was kann sie bewirken? Dies erfragten wir bei einer Leiterin des Treffs, Marleen Gerhold, und einer Vertreterin der Interessengemeinschaft Kleefeld, Houwayda Schöni.



Die Regeln stehen an der Wand des Jugendtreffs.

nen, dass Bümpliz hart ist.» Inzwischen stehen wir an einem anderen Punkt: Heute können wir gemeinsam Konflikte austragen; das wird immer besser – da bin ich echt stolz auf die Jugendlichen und auf mich.

Wie haben Sie die Bedürfnisse der Jugendlichen ermittelt?

Gerhold: Die Arbeit mit den Jugendlichen hat vor der Eröffnung des Speedy auf der Strasse stattgefunden. Ich war viel im Quartier unterwegs, habe sie kennengelernt und reflektiert, was ihre wirklichen Bedürfnisse sind. Vor der Eröffnung des Treffs im Februar haben wir mit der IG Kleefeld zwei Workshops gemacht: Was sind Ziele der Jugendarbeit hier im Kleefeld? Wie wollen wir den Jugendlichen begegnen? Welche Haltung wollen wir im Quartier zeigen? ▶

«Ich fühle mich wie zuhause»

Wir haben zwei Jugendliche, die geholfen haben, das Speedy zu renovieren und den Treff regelmässig besuchen, zu ihrer Meinung zur Einrichtung befragt.



Houwayda Schöni

Khalil (15 Jahre)

Was findet Ihr toll am Treff?

Hier kann man einfach chillen. Wir sind völlig frei, was wir machen. Spielen, Spass haben, schlafen. Das bestimmen wir. Und wir können was mit anderen zusammen machen, wenn wir wollen. Manchmal auch streiten. Wir würden nicht in einen Treff in einem anderen Quartier gehen. Wir sind hier «real» Bümpliz.

Ist der Treff für Euch ein sicherer Ort?

Man kann auch eine Strafe bekommen, so was wie staubsaugen oder ähnliches, um es wieder gutzumachen.

Was war Euer tollstes Erlebnis im Treff?

Wir haben mal ein Fussballturnier veranstaltet. Dann fand ich auch toll, als wir zusammen einen Film geschaut haben.

Was wünscht Ihr Euch vom Speedy?

Wir wünschen längere Öffnungszeiten!

Junior (13 Jahre)

Hier im Speedy kann man alle aus Bümpliz treffen, chillig ist es. Ich fühle mich wie zuhause. Sonst können wir ja fast nirgendwo hingehen. Vor allem im Winter ist es schwierig. Wenn man hier in Bümpliz aufwächst, dann ist das manchmal einfach nicht mehr normal, einfach crazy ist das.

Früher wurde hier oft «gsgschlegt». Das hat sich seit der Neueröffnung geändert. Jetzt werden die Ausweise kontrolliert und wenn man Ärger macht, muss man raus. Es gibt jetzt mehr Respekt. Man hält sich eher an die Regeln.

Wir haben alle zusammen Fussball geschaut, das war chillig. Ich finde es auch gut, wenn wir alle zusammen kochen.

Das Speedy müsste jeden Tag offen haben.

Welche Rolle spielte der Einbezug der Anwohner*innen bei der Wiedereröffnung?

Houwayda Schöni: Wir von der IG Kleefeld haben uns schon lange dafür eingesetzt, dass der Jugendtreff wieder geöffnet wird. Wir haben klargemacht, dass wir Freiwillige für das Speedy zur Verfügung stellen können, die jetzt hier auch jede Woche mithelfen. Wir haben mit den Verantwortlichen verhandelt, sie bearbeitet, bestehende Hürden und Blockaden aufzulösen, viel erzählt und erklärt. Die Jugendarbeiter*innen sind «armi Cheibe». Sie kennen das Quartier und die Jugendlichen kaum. Die Eltern noch viel weniger. Ich als Quartierbewohnerin kenne die Jugendlichen zum Teil schon, seit sie Babys sind. Sie sind Nachbarn, Freunde meiner Kinder und Kinder meiner Freunde und Freundinnen. Das ist auch im Alltag des Treffs wichtig. Auf mich hören sie, weil ich ihr Umfeld kenne.

Gerhold: Für mich war das ungewohnt. Ich kenne Jugendarbeit als Raum, in dem Eltern als soziale Kontrolle nicht präsent sind. Der Treff hatte auch ein offenes Konzept. Im Speedy hat dann die Partizipation von Quartierbewohnenden allerdings sehr geholfen. Zusammen konnten wir besser auf den Bedarf der Jugendlichen nach Verlässlichkeit, Orientierung und Struktur reagieren. Sie haben in der Zeit der Pandemie fehlende Verlässlichkeit erlebt, und es war schwer, ihr Vertrauen im offenen Treff zu gewinnen. Ich musste den Mut haben, dieses neue Konzept hier am Standort Kleefeld auszuprobieren. Schlussendlich bin ich sehr dankbar für das grosse Engagement der IG Kleefeld. Hierdurch war es allen Beteiligten möglich, wieder miteinander in Beziehung zu kommen.

Ist es wichtig, dass der Treff in Bümpliz ist?

Gerhold: Ich finde es wichtig, dass die Jugendlichen einen Treffpunkt in dem Quartier haben, in dem sie wohnen. Sie haben eine Verbindung zum Quartier und sollen diese auch ausleben und reflektieren dürfen. Als Jugend-



Marleen Gerhold

arbeiterin muss ich mich damit auseinandersetzen, was für sie die Identität von Bümpliz ist und was das für unseren Treff bedeutet. Sicher kann ich sagen: Sie fühlen sich hier zuhause. Der Treff ist wichtig in ihrem Alltag und bei ihrer Suche nach Identität.

Schöni: Es gibt auch einen Treff zwei Tramstationen von hier, über den meine Söhne sagen: Da gehen wir nicht hin, das ist nicht Bümpliz. Das Speedy ist ein wichtiger Anlaufpunkt im Quartier, damit sie nicht irgendwo rumhängen. Im Kleefeld gibt es viele grosse Familien in kleinen Wohnungen. Manchmal schlafen drei bis vier Kinder in einem Zimmer. Da kann es einem schnell zu viel werden. Hier bietet der Treff einen Rückzugsraum. Das ist sehr wichtig – noch mehr in der Winterzeit. Die Jugendlichen haben hier einen Raum für sich, in dem sie nichts machen müssen, aber vieles machen können. Im Kleefeld ist es der einzige Ort, an dem sie selbst bestimmen können. Die Jugendlichen möchten eigene Entscheidungen treffen. Das ermöglichen wir ihnen. Deshalb möchten wir auch gern mehr Tage und mehr Zeiten anbieten.

Wie sieht es heute mit dem Thema Sicherheit aus im Treff?

Gerhold: Seit der Neueröffnung gilt: Wer rein will, gibt beim ersten Besuch seinen Namen und sein Alter an. Wir

lassen uns das anhand eines Dokuments, das sie selbst auswählen dürfen, nachweisen. Das Sammeln von Daten ist wieder untypisch für mich gewesen, und es braucht einen guten Grund. Unsere Erfahrung hier hat gezeigt, dass damit jedoch auf beiden Seiten Verlässlichkeit gefördert werden kann. Das scheinen die Jugendlichen zu schätzen. «Ich bin eingetragen, ich darf «offiziell» hier sein, ich muss nicht mehr darum kämpfen.» Mit diesem Aufnahmeritual können wir Jugendliche auch willkommen heissen, ihnen den Raum zeigen und die Regeln erklären. Dies gibt ihnen die Möglichkeit, Verantwortung für sich selbst und «ihren» Treff zu übernehmen. Wir versuchen, Handlungsfähigkeit und Bewusstheit zu fördern. «Ich sehe Dich, Du siehst mich» ist die klare Botschaft, die wir uns gegenseitig an der Trefftür vermitteln, Woche für Woche. Verlässlichkeit auf beiden Seiten schafft Sicherheit.

Schöni: Den Jugendlichen gibt es auch Sicherheit, dass immer dieselben Bezugspersonen im Treff ansprechbar sind. Unsere Heranwachsenden brauchen diese Verlässlichkeit.

Gerhold: Die Regeln im Treff sind einfach und klar. Eine der wichtigsten Regeln bei uns lautet: «Ich treffe meine eigenen Entscheidungen.» Das bedeutet: Gehe ich auf eine Provokation anderer Jugendliche ein oder nicht, möchte ich im Treff bleiben oder nicht? Wir sind seit dem Engagement der IG genug Ansprech- und Bezugspersonen, um Jugendliche im Treffbetrieb zu unterstützen.

Wohin entwickelt sich der Jugendtreff? Wie sieht er in zehn Jahren aus?

Schöni: Ich hoffe, dass wir irgendwann einmal das nötige Geld haben, um den Discoraum wieder zu öffnen. Das ist uns ein grosses Anliegen. Früher war er jeden Samstag geöffnet, und die Speedy-Disco war im Quartier sehr beliebt. Aus finanziellen Gründen verschwinden immer wieder Angebote, wie eben der Discoraum, aber Räume für Jugendliche dürfen nicht verschwinden. Es ist ein armes Quartier. Es gibt viele Familien, denen es nicht möglich ist, dass jedes Kind einem Hobby nachgehen kann. Deshalb ist es umso nötiger, Gratisangebote zu ermöglichen. Wir haben hier auch Familien mit Asylstatus, die das Land nie verlassen können. Sie sind sieben Tage, 24 Stunden im Quartier. Das gibt einfach Konflikte. Da brauchen die Jugendlichen einen Fluchtpunkt.

Gerhold: Ich hoffe schlicht, dass es in zehn Jahren und darüber hinaus einen Jugendtreff im Kleefeld gibt. Es braucht einen Raum, auch in Zukunft. Ich hoffe auch, dass einige der Jugendlichen, die heute den Treff besuchen, in zehn Jahren in Lebenssituationen sind, in denen sie sich gestärkt fühlen, ihre Stimme zu nutzen und Einfluss auf den Ort zu nehmen, an dem sie wohnen. Vielleicht können die IG-Mitglieder hier im Treff dafür sogar ein Vorbild sein. ■

Katalin Szabó, Kommunikation BFH Soziale Arbeit

katalin.szabo@bfh.ch

... ist auf verschiedensten Kanälen für Forschungs- und Weiterbildungsthemen unterwegs und mag es, die eigene Begeisterung für spannende Themen mit anderen zu teilen.

Sicherheitsperspektiven von Jugendlichen im Kanton Bern

Das hier abgedruckte Interview ist Teil der Publikation «Sicherheitsperspektiven. Fokus Jugend», die die BFH im Auftrag des Berner Regierungsrats Philippe Müller realisiert. Sie entstand aus einer gleichnamigen Veranstaltungsreihe, die die Sicherheitsdirektion des Kantons Bern gemeinsam mit der BFH in den Jahren 2023 und 2024 durchgeführt hat. Die Broschüre erscheint am 10. Februar 2025 und Sie können Sie schon jetzt unter bfh.ch/sicherheitsperspektiven bestellen.



20.–24. Januar 2025

Abschlusskonferenz Bachelor Soziale Arbeit – der letzte Meilenstein zum Diplom

Die Abschlusskonferenz des Bachelor-Studiengangs Soziale Arbeit ermöglicht Fachpersonen und Interessierten Einblicke in Studieninhalte und Abschlussarbeiten. In thematischen Panels und mit Präsentationen zu ihren Praxisprojekten stellen Studierende ihre Erkenntnisse vor und reflektieren deren Bedeutung für Praxis und Forschung. Die Veranstaltung fördert Austausch, Wissenstransfer und unterstützt Studierende beim Übergang ins Berufsleben oder in ein weiterführendes Studium.

Weitere Informationen und Anmeldung:
bfh.ch/abschlusskonferenz-soziale-arbeit



19. März 2025

Kindesvertretung in der Praxis. Berner Tagung zum Kindes- und Erwachsenenschutz

Diese Tagung macht die Rolle und Umsetzung der Kindesvertretung sowie die Zusammenarbeit der Fachpersonen zum Thema. Neue Forschungsergebnisse haben dazu geführt, dass ein besonderer Fokus auf der Arbeit mit dem Kind liegt. Zehn Jahre nach Einführung von Art. 314a^{bis} ZGB werden Kindesvertreter*innen immer noch unterschiedlich eingesetzt. Es bestehen weiterhin offene Fragen, unter anderem zur Umsetzung und Rollenabgrenzung.

Weitere Informationen und Anmeldung:
bfh.ch/tagung-kindesvertretung



4./5. April 2025

Hack4SocialGood 2025 – gemeinsam für eine digitale Zukunft im sozialen Sektor

Der Hack4SocialGood bringt Menschen aus dem Sozial- und dem Technikbereich zusammen. Gemeinsam werden die Teilnehmer*innen an einer zweitägigen Veranstaltung sozialen Organisationen helfen, Lösungen für Anliegen im Digitalisierungsbereich zu finden.

Weitere Informationen und Anmeldung:
hack4socialgood.ch

Master in Sozialer Arbeit

Qualifizieren Sie sich für anspruchsvolle Aufgaben in Praxis, Forschung und Lehre. Der Master in Sozialer Arbeit bietet neue Perspektiven für Fachleute der Sozialen Arbeit. Besuchen Sie unsere Infoveranstaltung am:

- Dienstag, 25. Februar 2025
- Mittwoch, 26. März 2025
- Dienstag, 22. April 2025
- Montag, 19. Mai 2025
- Dienstag, 17. Juni 2025
- Mittwoch, 9. Juli 2025

Alle Termine finden jeweils von 12.15 bis 13.15 Uhr und von 18.15 bis 19.15 Uhr ausschliesslich online via MS Teams statt.

Anmeldung und weitere Informationen:
masterinsozialerarbeit.ch

MASTER IN SOZIALER ARBEIT

BERN
LUZERN
ST.GALLEN

Informationen zu unseren Infoveranstaltungen für den Bachelor in Sozialer Arbeit:
bfh.ch/soziale-arbeit/infoveranstaltungen-studium

Unsere Infoveranstaltungen für Weiterbildungsangebote:
bfh.ch/soziale-arbeit/infoveranstaltungen-wb

INSTITUTIONELL AKKREDITIERT NACH
HFKG 2024–2031

swissuniversities

EFQM  Member
Shares what works.

Impressum impuls 1/2025

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH,
Departement Soziale Arbeit
Erscheinungsweise: 3-mal jährlich
Auflage: 7400 Exemplare
Redaktion: Martin Alder, Beatrice Schild, Denise
Sidler, Oliver Slappnig, Katalin Szabó, Alexandra
von Allmen

Fotos: Oliver Slappnig (1 oben, 3, 21, 24–25, 26
oben, 27–29); Andrea Abraham (1 unten, 2 links, 5);
Foto Arn (2 rechts, 9–11); Adobe Stock (17,18, 23);
iStock (15). Restliche: zVg
Layout: Oliver Slappnig

Korrektorat: Anne-Kathrin Lombeck, satzbausatz

Druck: Vögeli AG, Langnau

Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich
geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement: bfh.ch/soziale-arbeit/impuls

ISSN 1661-9412 (print), ISSN 2624-666X (online)



Höchster Standard für Ökoeffektivität.
Cradle to Cradle Certified®-Druckprodukte
hergestellt durch die Vögeli AG.

Berner Fachhochschule

Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10
3012 Bern

Telefon +41 31 848 36 00

soziale-arbeit@bfh.ch
bfh.ch/soziale-arbeit